

Zeit & Schrift

... die
gelegene Zeit
auskaufend ...

Eph 5,16

Glaubensleben

Einander ertragen Seite 5

Seelsorge

Geduld und Gebet
(nach Jak 5,7-20) Seite 23



Editorial „Fluterfahrten“ Wolfgang Schulz	2
Glaubensleben Einander ertragen Ch. van Wettum	5
Bekenntnis des Kurfürsten Friedrich Wilhelm	9
Christliche Ehen – und unglücklich? (2) Ulrich Weck	10
Bibelstudium Bibelübersetzungen auf dem Prüfstand (2): Übersetzen – aber wie? Roger Liebi	13
Dein Jünger will ich sein Armin Lindenfelser	22
Seelsorge Geduld und Gebet (nach Jak 5,7–20) Peter Baake	23
Nachfolge Nathanael oder der Beginn einer Beziehung Eberhard Hof	29
Gemeinde Wie war's in Kirchheim? Jaap Vergouwe	31
Lebensbilder Johann Friedrich Oberlin Ulrich Weck	33
Die Kurzpredigt Lauter anständige Leute Christian Horstmann	34
Vorgelesen Die fünf Sprachen der Liebe Wolfgang Schulz	35
Die Rückseite Spring! Tania Grey	36

Impressum

Herausgeber und Redaktion:

Peter Baake
Im Breiten Feld 23
77948 Friesenheim-Oberweier
Tel.: (07821) 998147
Fax: (07821) 998148

Wolfgang Schulz
Raumentaler Straße 8
13465 Berlin
Tel.: (030) 4012254
Fax: (030) 40101279

Ulrich Weck
Zoppoter Straße 23
14199 Berlin
Tel./Fax: (030) 8245735

Bestelladresse:

Peter Baake
Im Breiten Feld 23
77948 Friesenheim-Oberweier
E-Mail: zeit.schrift@gmx.de

Elektronische Fassung:

(kostenloser Download)
<http://www.zs-online.de>

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Ulrich Weck
Deutsche Bank
Privat- und Geschäftskundenbank AG
BLZ 100 700 24
Kto. Nr. 592 6720

Verlag:

Buhl Data Service GmbH
57290 Neunkirchen/Siegerland

Die Herstellungs- und Versandkosten betragen ca. 2 € je Exemplar. Sie werden durch Spenden aufgebracht.

Bibelstellen sind in Elberfelder oder Revidierter Elberfelder Übersetzung angegeben.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

„Fluterfahrungen“

Die Bilder der Flutkatastrophe waren beklemmend und schaurig beeindruckend zugleich: Wo bisher unscheinbare Bäche flossen, bahnen sich plötzlich reißende Ströme ihren Weg und spülen alles mit fort, was sich ihnen in den Weg stellt. Städte wie Prag, Salzburg oder Dresden und zahllose Dörfer, deren Namen man erst durch die Katastrophe kennen lernt, werden



heimgesucht. Historisch denkwürdige Bauten sind durch die Fluten in ihrer Existenz bedroht, wertvolle Kunstschätze von Weltbedeutung werden vom Wasser ebenso wenig verschont wie das Eigentum von Familien, die aus ihrem bisher geregelten Leben in nie geahnte Existenzkrisen gestürzt werden. Zur selben Zeit erreichen uns aus China Schreckensnachrichten von unvorstellbaren Dimensionen: Die Flut des Jangtse bedroht 10 Millionen Menschen. Diese Nachricht wird wohl nicht die letzte Hiobsbotschaft dieser Art gewesen sein ...

Das alles ist unglaublich schlimm, und es ist mehr als angemessen, dass wir über diese Katastrophen erschüttert sind – unser Herr war es angesichts von Leid ebenfalls. Allerdings wirken (auch meine) Versuche, das Geschehen mit Worten zu charakterisieren, gegenüber der schrecklichen Wirklichkeit geradezu banal (einmal

davon abgesehen, dass der Begriff „Jahrhundertflut“ – einer dieser Medienversuche, die Dramatik des Geschehens angemessen zu beschreiben – am Anfang unseres Jahrhunderts etwas fraglich erscheint: Wer weiß, was an noch verheerenderen Klima-Katastrophen kommen mag).

Natürlich sind da zum einen ökologische Fragen, denen wir uns seit Jahren nicht ehrlich zu stellen bereit sind. Ob der Klimagipfel über nachhaltiges Wirtschaften in Johannesburg hierbei Nachhaltiges ausrichten wird, bleibt fraglich. Angemessen wäre hier zunächst das Eingeständnis unseres (wissentlichen?) Versagens gegenüber dem Auftrag Gottes, uns die Erde nicht in Seinem Sinn *verantwortungsvoll* untertan gemacht zu haben, sondern auf ihr stattdessen Raubbau in einem Ausmaß zu betreiben, dessen Folgen als globale Damoklesschwerter nun drohend und nachhaltig über uns hängen.

Dann sind da aber auch die zahllosen persönlichen Schicksale der Flutopfer, bei denen sich die Frage nach dem „Warum“ stellt. So sehr klimatologische Erklärungsversuche und Schlussfolgerungen aus umweltpolitischen Gründen auch angebracht sind, den Flutopfern nützen sie im Moment nicht viel.

Welches sind denn – gerade für uns Christen – die Antworten auf die bohrenden Fragen in derartigen Notlagen? Beginnen sie vielleicht mit unserem tiefen Suchen nach Gott in solchen Leidsituationen: Wo ist Gott? Warum mutet Er uns das jetzt zu? Wie kann ich engeren Kontakt mit Ihm bekommen? Ist mein Gottesbild eigentlich richtig? Wie kann ich Ihn

erleben und ihn besser verstehen? Diese Fragen können nur bedingt am grünen Tisch, mit Hilfe schwarz eingebundener Bibelkommentare oder in zarten Blautönen gehaltener *Zeit & Schrift*-Ausgaben beantwortet werden. Schnelle Antworten gibt es hier wohl ohnehin nicht.

Sicher können wir Gott auch in anderen Situationen als in Notlagen erfahren. Vielleicht bringt uns aber gerade die Widersprüchlichkeit zwischen unserer erlernten und natürlich für wahr gehaltenen Theologie („Gott ist immer bei uns, er hilft uns in allen Lagen ...“) und unserer Enttäuschung über Gott, den wir in Notlagen zuweilen ganz anders erleben, zur wahren Gottessuche. Wir beten dafür, dass der Deich vor unserem Haus hält, und er bricht doch. Wir beten um Linderung von Schmerzen, aber letztlich hilft doch nur die Erhöhung der Morphindosis. Wo ist Gott? Sein Weg erscheint uns „im Meer und sein Pfad in großen Wassern“, und „seine Fußstapfen sind nicht bekannt“ (Ps 77,19). Können wir Gott gar als Hir-

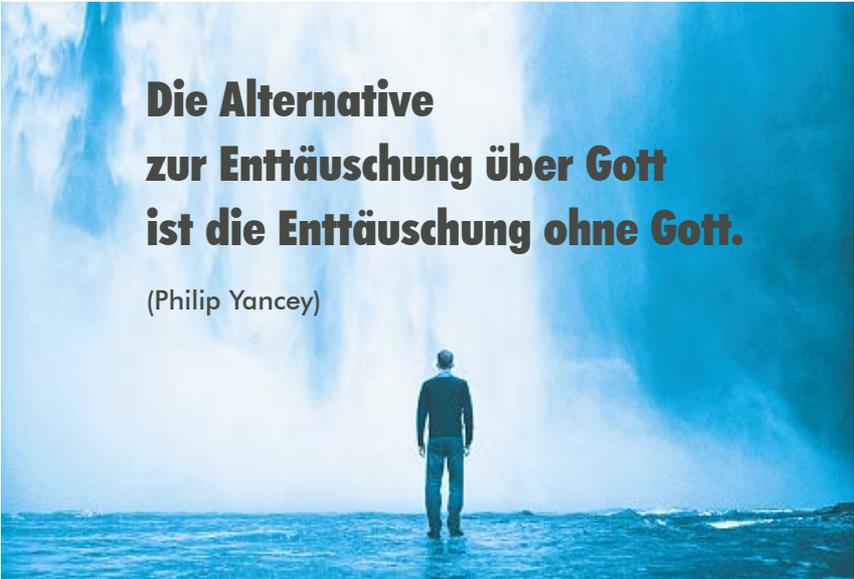
ten erleben (Ps 77,20)? Stimmt es, dass Er „einen Weg gibt im Meer und einen Pfad in mächtigen Wassern“ (Jes 43,16)?

Existenzielle Fragen dieser Art werden nach meiner Überzeugung nicht im Studierzimmer geboren und beantwortet, sondern draußen an den gebrochenen Deichen, den gefluteten Kellern und Wohnzimmern ebenso wie an Krankenbetten, auf Intensivstationen oder bei anderen „Flutkatastrophen“.

Ich selber stehe da noch weit am Anfang, beginne gerade die Frage „Wo ist Gott?“ zu buchstabieren. *Z&S* kann – hoffentlich auch mit dieser Ausgabe – beim Erlernen des Alphabets hierfür helfen. Die Frage nach Gott selber muss jedoch jeder von uns für sich in seinen persönlichen Erlebnissen oder gar „Flutkatastrophen“ zusammen mit Gott und ohne *Z&S* in der Hand stellen und beantworten lernen.

Gottes Segen dazu und herzliche Grüße

Wolfgang Schulz



Die Alternative zur Enttäuschung über Gott ist die Enttäuschung ohne Gott.

(Philip Yancey)

Einander ertragen

Es gibt viel Zerrissenheit unter Christen. Manchmal ist diese Zerrissenheit unvermeidlich, weil es um fundamentale Dinge geht. Häufiger jedoch ist sie die Folge von Erkenntnisunterschieden über Themen, von denen die Bibel sagt, dass wir einander darin ertragen sollen. Einander zu „ertragen“ ist freilich schwierig, da es unserer Natur widerstrebt, in Dingen, in denen wir persönlich eine – wie wir aufrichtig meinen – feste biblische Überzeugung haben, anderen wirklich Freiheit zu lassen.



Fleisch essen?

So gab es in der Kirche des 1. Jahrhunderts Probleme mit dem Essen von Fleisch. Alles Fleisch, das auf dem Markt verkauft wurde, stammte von Tieren, die in Gözentempeln geschlachtet worden waren; „normales“ Fleisch war nicht zu bekommen. Die Christen waren uneins darüber, ob man dieses Fleisch essen durfte.

Einige meinten, dass dies nicht ginge: Das Fleisch war schließlich den Götzen geweiht. Obwohl das Problem im Alten Testament nicht explizit zur Sprache kommt und auch der Herr Jesus selbst nicht deutlich darüber gesprochen hat, konnten diese Gläubigen im Alten Testament genügend Argumente finden. Sie konnten auf die Reinheitsgebote verweisen, auf die Gefahr der Ansteckung durch Unreinheit usw. Sie waren für sich selbst davon überzeugt, einen biblischen Standpunkt zu vertreten: Das Essen dieses Fleisches ist sündig.

Andere Christen argumentierten anders: Götzen sind nichts, und wenn man Fleisch von Tieren isst, die „nichts“ geopfert sind, ist an diesem Fleisch nichts Besonderes. Also, sagten diese Christen, gibt es gar keinen Grund, dieses Fleisch nicht zu essen. Auch sie hatten demnach ihre Argumente: die Ohnmacht der Götzen und den Sieg des Herrn Jesus über den Satan. Für sie selbst war dies ausreichend, um das Fleisch in Aufrichtigkeit essen zu können.

Paulus behandelt dieses für die damaligen Christen sehr wichtige Problem in Röm 14 und 1Kor 8. Dabei bringt er zwei Prinzipien zur Sprache.

Das eigene Gewissen

Das erste Prinzip ist: „Jeder sei in seinem eigenen Sinn völlig überzeugt.“ Mit anderen Worten: Du bist nicht an das gebunden, was ein anderer denkt, sondern an das, was du selbst im Gehorsam gegenüber Gott tun zu

müssen meist (vgl. 1Kor 4,3; 2Kor 10,5.6). Vorausgesetzt ist dabei natürlich, dass Gottes Wort die Norm ist. Doch es ist offenbar möglich, dass Gläubige, die die Bibel wirklich in jeder Hinsicht ernst nehmen und betend darüber nachdenken, auf praktischen Gebieten dennoch zu verschiedenen Schlussfolgerungen kommen.

Was ein Christ als deutliche biblische Richtlinien Gottes ansieht, danach muss er natürlich handeln. Aber er darf es nicht anderen auferlegen: Wer isst, isst dem Herrn (d. h. vor Seinem Angesicht, mit aufrichtigem Gewissen; zu Seiner Ehre); wer nicht isst, tut das auf dieselbe Weise dem Herrn.

Freiwillige Einschränkung

Es gibt jedoch noch ein zweites Prinzip: dass ich von meiner persönlichen Freiheit nicht unbedingt Gebrauch machen muss. Wenn mein Bruder mich meine Freiheit gebrauchen sieht, wird er vielleicht dasselbe tun wollen wie ich, aber der große Unterschied ist dann, dass sein Gewissen ihn sehr wohl verurteilt. Vor seinem eigenen Gewissen wäre er seinem Herrn ungehorsam, und ich wäre derjenige, der ihn zu diesem Fall gebracht hat. Nein, sagt Paulus, ich will kein Fleisch essen, wenn ich meinem Bruder damit dienen kann, auch wenn ich in meinem eigenen Gewissen die volle Freiheit habe.

Dass die persönliche Freiheit in dieser Hinsicht nicht genutzt wird, bedeutet natürlich nicht, dass sie verloren geht. Allzu leicht könnte die Tatsache, dass die Freiheit ungenutzt bleibt, im Laufe der Jahre zu der Tradition (oder gar dem „Prinzip“) führen, dass die betreffende Freiheit nicht besteht. Es ist daher gut, uns bewusst zu machen,

warum wir Dinge nicht tun.

Wohlgemerkt: Es geht nicht darum, ob jemand „Mühe“ mit etwas oder „Bedenken“ gegen etwas hat. In solchen Fällen können wir darüber sprechen, aber es gibt letztlich nur einen Weg: einander Gewissensfreiheit lassen. Es geht bei diesen neutestamentlichen Prinzipien ausschließlich um die Situation, dass ich einen anderen zu einem für ihn sündigen Verhalten bringen würde. Wenn ich jemandem, der „Probleme damit hat“, zu schnell nachgebe, ist das nicht gut. Er könnte es fortan als selbstverständlich betrachten, dass sein persönliches Gewissen der Prüfstein für das Handeln anderer ist. Indem man einen solchen gesetzlichen Gedankengang anregt, erweist man niemandem einen Dienst. Nach seiner eigenen Erkenntnis nimmt er die Position eines „Starken“ ein – aber dann muss er die Schwachen, die Geschwister mit anderer Erkenntnis, gerade ertragen.

Aktuelle Beispiele

Natürlich ist das Beispiel „Fleisch essen“ für uns einfach. Wir können uns kaum vorstellen, was für ein enormes Gewissensproblem dies für die damaligen Gläubigen gewesen ist. Dadurch könnten wir die Wichtigkeit der behandelten Prinzipien unterschätzen. Das wird jedoch anders, wenn wir aktuelle Beispiele nennen:

- Muss ich den Sonntag als Ruhetag halten, und was bedeutet das genau? (Siehe Röm 14,5; Gal 4,10.11.) Nicht Rad fahren, nicht schwimmen, kein Eis kaufen, nicht tanken?
- Darf ich mich impfen lassen? eine Versicherung abschließen? ein eigenes Haus, einen Fernseher, einen Weihnachtsbaum haben?

- Darf eine Frau etwas von ihrem Haar abschneiden lassen? Und wann ist „lang“ genau „lang“? (Siehe 1 Kor 11).

- Wie und wann kann eine neue „Versammlung“ gegründet werden? Wie groß muss/darf eine Versammlung sein?

- Darf man mit Christen aus anderen Glaubensgemeinschaften zusammenarbeiten, z. B. in der Evangelisationsarbeit?

- Was ist eine gültige Taufe: Besprengung von Säuglingen, Gläubigentaufe, Haustaufe? Ist „Wiedertaufe“ erlaubt/notwendig, können wir Gläubige, die als Säuglinge besprengt worden sind, zum Tisch des Herrn zulassen? usw.

Gerade bei solchen Punkten entstehen leicht „Lager“, die einander „Fehler“ vorwerfen. Wir können dann für die Entscheidungen, die andere vor dem Angesicht des Herrn getroffen haben, keinen Respekt mehr aufbringen. Wir geben einander keinen Raum mehr, um nach dem Gewissen zu handeln.

Ausdrücke, mit denen man sich dann gegenseitig bezeichnet, sind etwa „unbiblisch“, „ungeistlich“, „schwache Gläubige“ (meist von Gläubigen mit etwas strengem Gewissen gegenüber solchen gebraucht, die sich „mehr erlauben“) oder „gesetzlich“, „traditionalistisch“, „sektiererisch“ (meist von „lockereren“ Gläubigen gebraucht, wenn sie von denen sprechen, die „weniger flexibel“ sind).

Schriftbeweis

Was sind nun genau die Dinge, in denen wir einander Gewissensfreiheit lassen müssen? Wir können sagen, dass alles, wofür „biblische Normen“ anzugeben sind, nicht dem Gewissen

überlassen werden kann. Aber das genügt natürlich nicht. Jeder ernsthafte Christ versucht in allen Dingen dem Herrn gehorsam zu sein und liest dazu die Bibel. Dennoch bleiben Erkenntnisunterschiede. Das ist ein sehr begreiflicher und vollkommen menschlicher Prozess. Wir erkennen nun einmal am leichtesten diejenigen biblischen Gegebenheiten, die mit unseren Gedanken übereinstimmen, und haben große Mühe mit dem Erkennen anderer Gegebenheiten. Was wir in der Bibel zur Stützung unserer Gedanken finden, wird für uns selbst dann schnell zum „Schriftbeweis“. Allzu leicht übersehen wir, dass das, was wir persönlich als Schriftbeweis ansehen, deshalb noch keiner sein muss. Wenn wir unsere eigene menschliche Begrenztheit nicht erkennen, überschätzen wir unser Urteil über das, was die Bibel sagt.

Man hört gelegentlich: „Es ist klar, dass es keine Sünde war, Fleisch zu essen. Deshalb darf man das Prinzip der Gewissensfreiheit nur auf Dinge anwenden, die an sich biblisch erlaubt sind.“ Dies verkennt den Punkt, um den es gerade geht: Für viele Gläubige in Rom und Korinth handelte es sich durchaus um Dinge, die (nach ihrer eigenen Erkenntnis) „absolut unbiblisch“ waren. Paulus verbot ihnen trotzdem, diese Erkenntnisse auf Mitgläubige zu übertragen. Um es ganz extrem zu formulieren: Sie mussten es ihren Geschwistern erlauben, Dinge zu tun, die sie selbst als „unbiblisch“ betrachteten!

Gerade Christen, die viel Einsicht in die Schrift empfangen haben, müssen besonders vor der Gefahr auf der Hut sein, anderen ihre Erkenntnisse aufzuerlegen, sei es dadurch, dass sie sie als „einzigen biblischen Weg“ darstellen, oder dadurch, dass sie die Freiheit

anderer einschränken, indem sie sich auf ihr eigenes Gewissen berufen, das mit manchen Dingen Probleme hat.

Richtet nicht

Die erste Konsequenz aus dem Obenstehenden ist, dass wir anerkennen müssen, dass unsere Mitgläubigen nicht nur die Freiheit haben, anders zu denken als wir, sondern auch, in Übereinstimmung mit diesen Gedanken zu handeln.

Aber was soll ich nun tun, wenn ich meinen Mitgläubigen Dinge tun sehe, die nach meiner Schrifterkenntnis nicht richtig sind? Wenn es wichtig genug ist, sollte ich mit ihm darüber sprechen. Wenn sich herausstellt (wie es leider vorkommen kann), dass der betreffende Gläubige nicht in Gemeinschaft mit dem Herrn handelt, kann ich ihm dienen, indem ich die Beziehung zwischen dem praktischen Leben und dem Gehorsam gegenüber dem Herrn Jesus wiederherstelle. Wenn sich jedoch herausstellt, dass mein Bruder ernsthaft darüber nachgedacht hat, die Bibel zu Rate gezogen hat, volle Freimütigkeit hat und nach seinem Gewissen im Gehorsam gegenüber dem Herrn handelt, liegt die Sache anders. Wenn es nicht um eine klare Irrlehre oder um nachweisbare Sünde geht, ist es eine Frage des Gewissens. Mein Gewissen ist dann nicht der Maßstab für das Verhalten anderer.

Die Folge davon ist natürlich, dass ich nicht sagen darf, dass mein Bruder oder meine Schwester sündigt. Ebenso ist es selbstverständlich, dass in solchen Dingen niemals von gemeindlicher Zucht oder vom Abbrechen der Gemeinschaft die Rede sein kann.

Gemeinschaftlich

Dies alles ist noch relativ einfach, solange es um rein persönliche Dinge geht. Viel schwieriger ist es, wenn die Erkenntnisse über *gemeinschaftliche* Standpunkte und Handlungsweisen weit auseinander gehen. Dann ist es wirklich eine Sache geworden, wo ein Gläubiger seine Demut und Opferbereitschaft zeigen kann: Ich kann demütig akzeptieren, dass ich in dieser Frage offenbar eine unvollständige Erkenntnis habe. Ich kann den Beschluss dann dem besseren Urteilsvermögen anderer überlassen und mich dem Ergebnis fügen, auch wenn dieses meinem persönlichen Gewissen widerspricht.

Ich bin nicht gezwungen, meine Erkenntnisse anzupassen. Es ist für mich eine geistliche Übung, dass andere bibeltreue Brüder offenbar anders urteilen als ich. Doch ebenso wenig muss ich mit meinem persönlichen Gewissen andere bei dem blockieren, was sie nach ihrem Gewissen im Gehorsam gegenüber dem Herrn tun wollen. Und wird nicht jeder Christ seinen Geschwistern gern einen solchen Dienst erweisen wollen?

Nebenbei sei bemerkt, dass hier kein „Prinzip der Gegenseitigkeit“ besteht. Es ist nicht so, dass ich ein „Recht“ darauf habe, dass mein Bruder so denkt und handelt. Vielleicht hätte er sich mir anpassen müssen, vielleicht auch nicht; ich muss ihm gegenüber jedenfalls demütig sein.

Eins im Herrn

So viele Geschwister, und doch so verschieden. Erträgt einander, wenn einer Klage gegen den anderen hat; wenn einer dem anderen in seinen Erkenntnissen nicht folgen kann; wenn

einer den anderen in Gedanken zu verurteilen droht, weil er nicht seiner Meinung ist.

Die anderen müssen dem Herrn gehorchen, natürlich. Aber ich bin dafür verantwortlich, dass ich zuerst einmal selbst gehorsam bin. Und vielleicht ist viel von unserer Intoleranz gegenein-

ander auf die Tatsache zurückzuführen, dass wir uns zu wenig bewusst machen, dass auch das ein Auftrag ist: einander zu ertragen. Lasst uns das tun. Es ist eine Frage des Gehorsams.

Ch. van Wetum

(aus: *Bode van het heil in Christus* 12/1993 – 1/1994; Übersetzung: Michael Schneider)

Bekenntnis des Kurfürsten Friedrich Wilhelm¹ Königsberg, am 26. April 1642

„Edle Räte und liebe Getreue. Euch kann nicht verborgen sein, mit welcher großen Bitterkeit teils deren Theologen, welche doch evangelisch sind und so genannt werden wollen, gegen andere Theologen bisher geschrieben und gestritten haben und sie zu ... Arianern, auch gar Türken und Unchristen machen und aus allem zeitlichen und ewigen Frieden ausschließen wollen.

Nun hat gewiss alle frommen, friedliebenden Herzen dieser übermäßige Eifer herzlich betrübt, auch der jetzige leidige Zustand der Christenheit es übergenuß bezeugt, wie viel besser es gewesen wäre, wenn man anstatt des Zankens und Streitens Gott angerufen und um Abwendung der so schweren Strafen, welche er in seinem Grimm und Zorn über sämtliche evangelischen Kirchen in Deutschland bisher hat ergehen lassen, gebeten hätte.

Denn indem man sich bisher lieber beißen und zanken als zusammentreten wollte, ist endlich erfolgt, daß alle miteinander aufgerieben und verzehrt wurden ...“

**Wer immer das letzte Wort
haben will,
spricht bald
mit sich allein.**

Bretonisches Sprichwort

¹ Genannt „der Große Kurfürst“ (1620–1688), schuf die Basis für den späteren Aufstieg Brandenburg-Preußens

Christliche Ehen – und unglücklich? (2)

Die von Gott gegebene Einrichtung „Ehe“ ist notleidend geworden. Wir erleben es leider auf Schritt und Tritt. Im Jahr 2001 wurden in Deutschland 197 500¹ Ehen geschieden, so viele wie nie zuvor. Das bedeutet einen Anstieg um 1,6% im Vergleich zum Vorjahr. Man sagt uns, das sei jede dritte Ehe. Eine Horrorzahl!



Gründe

Ein christlicher Eheberater listete folgende Gründe für das vielfache Scheitern der Beziehung auf:

- Die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit eines Ehepartners steht im Vordergrund, was im Trend der Zeit liegt
- Enttäuschte Glückserwartungen
- Eheleute gehen nicht aufeinander zu
- Es gibt keine oder keine genügende Kommunikation zwischen den Eheleuten, d. h. das große Schweigen bestimmt die Ehe
- Geldsorgen und gestiegene Anforderungen im Berufsleben
- Männer wissen kaum, was ihre Frauen tagsüber tun
- Die Eheleute haben sich keine konkreten Ziele gesteckt
- Verletzungen, die man sich gegenseitig zugefügt hat, werden nicht aufgearbeitet. Die Folge ist Bitterkeit.

Diese Gründe mögen für Eheleute ganz allgemein gelten, ob sie nun Christen sind oder nicht. Hinzu kommt, dass die Institution „Ehe“ heute generell von der Gesetzgebung, Rechtsprechung und den Medien systematisch ausgehöhlt wird, die Leute

also eine sehr laxen Auffassung davon haben. Kein Wunder, wenn sich Eheprobleme häufen – mit verheerenden Folgen besonders für die Kinder.

Übrigens werden Kinder nicht mehr als Scheidungshindernis angesehen. Insgesamt waren 153 500 Kinder von der Trennung ihrer Eltern betroffen.

Konfliktpunkte für Christen

Für Christen können noch andere Konfliktpunkte hinzukommen, die sehr schädlich sind:

- Wenn körperliches Engagement das Geistliche in den Hintergrund drängt, verhindert dies den Glaubensaustausch. Es gibt Schwierigkeiten mit dem gemeinsamen Bibellesen und dem Gebet.
- Schwierigkeiten können auch darin bestehen, dass man die guten Gefühle bewahren möchte auf Kosten rationaler Ein- und Ausblicke. Die wahre Persönlichkeit des anderen wird oft gar nicht erkannt. Vielleicht macht man sich auch nicht die Mühe, den Partner richtig kennen zu lernen.
- Ein Ehepartner hat sich nicht vom Elternhaus gelöst, sodass ständig ein

¹ Der Tagesspiegel vom 28.8.2002

Fremdeinfluss die Ehe belastet.

- Der Mann liebt nicht seine Frau, wie es die Schrift in Eph 5,25 vorgibt.

- Die Frau gleichermaßen ist ihrem Mann nicht untertan (Eph 5,22). Meine doch niemand, dass solches „altertümliche“ Verhalten in unserer Zeit unmöglich sei. Es entspringt göttlicher Weisheit, und erfahrene Eheleute können dies voll und ganz bestätigen.

Gläubige, die in ihren Ehen Probleme miteinander haben oder bei denen der graue Alltag alle Freude und Perspektive geraubt hat, sollten sich an dieser Stelle – gemeinsam – vor Gott stellen und nach den Ursachen fragen.

Hinderungsgründe

Aber sind beide Eheleute auch bereit, ihre Nöte offen auszusprechen? Zum Beispiel sieht ein Ehepartner überhaupt nicht den Mangel und empfindet das gegenseitige Verhältnis durchaus als im Rahmen des Üblichen. Deshalb besteht für ihn kein Grund zum Reden. Im Übrigen würde, so meint er, durch das viele Reden die Sache nicht besser.

Die Antwort ist: Wenn ein Partner den Mangel empfindet und darüber sprechen will, muss der andere das sehr ernst nehmen. Er kann sich dem offenen Gespräch nicht entziehen.

Abhilfen

Manchmal ist es gut, wenn derjenige, der die Not erlebt, den ersten Schritt tut und von sich aus bekennt, worin er gefehlt hat. Wenn noch eine geistliche Grundsubstanz vorhanden ist, mag das seine Wirkung auf den anderen nicht verfehlen. Vielleicht bringt es auch ihn dazu, seinen Anteil zu erkennen und ebenfalls um Vergebung

zu bitten. Die Schrift sagt: *„Wenn wir sagen, dass wir keine Sünde haben, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns“* (1Jo 1,8). Haben wir uns das wirklich bewusst gemacht? Wir fallen doch auch unter dieses Urteil.

Eine wichtige Voraussetzung für die Heilung einer Ehe ist allerdings, dass beide christlichen Eheleute sich vor Gott und voreinander demütigen. Haben sie etwa dieses Vergeben in ihrem Verhältnis zu Gott nie gelernt, werden sie sich jetzt schwer tun. Man darf aber auch fragen: Was ist denn ihr Christentum, ihre Nachfolge des Herrn überhaupt wert? Handelt es sich um eine angelehrte, aufgesetzte Angelegenheit, die man nur als orthodoxes Christentum bezeichnen kann? Wir bitten solche Eheleute sehr ernstlich, zunächst ihre eigene – selbstverständlich vorhandene – Sündenschuld vor Gott zu bekennen, Vergebung zu erlangen und einen echten Anfang mit dem Herrn zu machen. Dann werden sie etwas von der Freude der Vergebung der Sünden erleben und diese Freude auch in die Ehe hineintragen. Es lohnt sich, diesen Schritt zu wagen, auch dann, wenn andere sie bis dahin für einwandfreie Christen gehalten haben.

Das erfahrene Ehepaar Wilder-Smith schreibt: *„Vergabung in der Ehe bedeutet sicher nicht, dass die Ehe immer wieder geflickt werden muss. Solange wir sündige Menschen sind, ist Glück überhaupt nur da möglich, wo immer wieder Demütigung und Vergebung praktiziert werden. Aber dies muss man zunächst im Verhältnis zu Christus gelernt haben, denn er selbst lehrt: ‚... vergib uns unsere Schulden, wie auch wir unseren Schuldner vergeben‘* (Mt 6,12).

Jeder Ehepartner muss sich vor dem anderen demütigen und direkt und spezifisch in Bezug auf jede Sünde und jedes Ärgernis um Vergebung bitten können. Jeder muss imstande sein, auf eine demütige, innige Bitte hin ganz und gar vergeben und vergessen zu können, und zwar ohne Groll und Vorwürfe. Übrigens ist es sehr gefährlich zu heiraten, ohne dies gründlich gelernt und praktiziert zu haben.“

Was können wir noch raten?

- Rede mit Gott über deinen Partner! Etwa so: „Herr, ich ärgere mich über ..., weil ... Hilf, meinen Ärger zu überwinden, und zeig mir, wie ich etwas Gutes tun kann.“ Eine Garantie, dass sich bei meinem Ehepartner etwas ändert, ist das natürlich nicht, denn Gott möchte ja mich verändern, wenn ich so bete. Er kennt mein trotziges Herz: *„Arglistig ist das Herz, mehr als alles, und verderbt ist es; wer mag es kennen?“* (Jer 17,9)

- Damit im Zusammenhang steht: Fang mit einem Neubeginn bei dir selbst an, auch wenn dir offensichtlich Unrecht geschieht! Vielleicht sieht man dann, dass und wie Gott in deinem Leben handeln möchte. Beschämt erkenne ich immer wieder, wenn ich geglaubt habe, mich über-

wunden zu haben, dass es eigentlich Gott war, der den ersten Schritt tat und das Feld schon vorbereitet hatte.

- Haben wir ein wenig verstanden, was Gott uns in Christus geschenkt hat, nämlich Frieden und Liebe, können wir auch den nächsten Rat befolgen: Liebe deinen Partner! Petrus schreibt: *„Alle aber seid gegeneinander mit Demut fest umhüllt; denn ‚Gott widersteht den Hochmütigen, den Demütigen aber gibt er Gnade‘. So demütigt euch nun unter die mächtige Hand Gottes, auf dass er euch erhöhe zur rechten Zeit“* (1 Petr 5,5.6). Ohne Demut und Sanftmut werden wir den Partner schwer lieben können.

- Und schließlich: Vertraue dich einem erfahrenen Christen oder einer vertrauenswürdigen Christin an. Aussprechen erleichtert. Und wenn sie dir auch in der akuten Not nicht helfen können, so können sie doch mit dir und für dich beten.

Ich bin mir bewusst, dass ich mit meinen zum guten Teil bekannten Ratschlägen nicht viel erreichen kann. Aber meine Bitte zum Schluss: Gebt um des Herrn willen nicht auf, bis sich eure Situation gebessert hat. Es steht viel auf dem Spiel, und es lohnt sich.

Ulrich Weck

Bibelübersetzungen auf dem Prüfstand (2): Übersetzen – aber wie ?

In dieser Folge der Reihe „Bibelübersetzungen auf dem Prüfstand“ erläutert der Autor die beste Vorgehensweise bei der Übersetzung biblischer Texte und vermittelt dem interessierten Bibelleser eine Reihe von wertvollen Informationen.



Wörtliche kontra dynamische Übersetzungstechnik

Man unterscheidet zwei Übersetzungsideale: a) die wörtliche Übersetzung und b) die dynamische Übersetzung (bzw. die äquivalente oder dynamisch-äquivalente Übersetzung).

Die wörtliche Übersetzung hält sich so nahe wie möglich an die äußere Form des Grundtextes. Bei der dynamischen Übersetzung nimmt man den Inhalt aus der äußeren Form der Ursprungssprache heraus und bringt ihn in die äußere Form der Zielsprache hinein.

Bei der wörtlichen Übersetzung versucht man, wenn es geht, für ein Wort im Grundtext möglichst auch ein Wort in der Zielsprache zu finden. Wenn man das Prinzip, sich eng an die Form der Grundtextsprachen zu halten, allzu weit treibt, wird die Übersetzung allerdings manchmal unverständlich. Ein Beispiel für eine deutlich über das Maß hinausgehende wörtliche Übersetzung ist die des deutschen Juden Martin Buber. Ihm war es so wichtig, die äußere Form zu wahren, dass er sogar etwas vom Klang der Ursprungssprache wiederzugeben versuchte.

Wir wollen das eben Gesagte an einem konkreten Beispiel beleuchten: Auf Hebräisch lautet 1. Mose 1,1 wie folgt: „bereschith [im Anfang] bara [schuf] elohim [Gott] eth [Akkusativpartikel] haschamajim [den Himmel/die Himmel] we'eth [und + Akkusativpartikel] ha'arets [die Erde].“ In der wörtlichen Übersetzung von Leopold Zunz wurde dieser Satz so übersetzt: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.“ Obwohl es sich hier um eine wörtliche Übersetzung handelt, stößt das Ideal – pro Wort im Urtext ein Wort in der Übersetzung – bereits an seine Grenzen. Für drei hebräische Wörter werden im Deutschen je zwei Wörter benötigt. Zwei hebräische Wörter können gar nicht übersetzt werden, und zwar aus dem ganz einfachen Grund, weil es im Deutschen kein entsprechendes Wort gibt (die Akkusativpartikel *eth* ist ein Wort, das deutlich macht, dass das nächste Wort im Akkusativ steht).

In 1. Mose 1,2 wollte Martin Buber in seiner Übersetzung so nah an die äußere Form des Grundtextes herangehen, dass er sogar versuchte, den Klang des Hebräischen ins Deutsche hinüberzuretten. Den hebräischen Text „weha'arets [und/aber die Erde] haitha [war/wurde] thohu [Wüstheit] wawohu [und Leere]“ gab er höchst originell wie folgt wieder: „Die Erde aber war Irrsal und Wirrsal.“ Vom Klang her ist diese Übersetzung sehr nah am Original. Das geht aber auf

Kosten des Inhalts, denn „*tohu wawo-hu*“ bedeutet wörtlicher ausgedrückt „*Wüstheit und Leere*“. Buber versuchte, ganz nah an den Urtext zu gehen, und kreierte dabei so oft neue Wörter, dass die Übersetzung leider sehr schwerfällig klingt, obwohl sie ein literarischer Genuss ist. Wenn ich diesen Vers schlicht übersetze mit „*Und die Erde war wüst und leer*“, so ist dies einerseits ziemlich wörtlich, aber andererseits auch gut verständlich.

Trennung von Form und Inhalt

Bei der dynamischen Übersetzung geht man von folgendem Gedanken aus: Wir sind auf der einen Seite des Flusses, und da steht ein Koffer. Auf der anderen Seite befindet sich auch ein Koffer, aber der hat eine andere Form und eine andere Farbe. Jetzt öffnen wir den einen Koffer, entnehmen den Inhalt, fahren mit einem Boot über den Fluss und stecken ihn in den anderen Koffer hinein.

Der dynamische Übersetzer überlegt sich also bei jedem Vers, was er bedeutet und aussagt, nimmt alle diese Gedanken und versucht dann, diesen Vers im heutigen Deutsch auszudrücken, mit beliebig vielen Wörtern und mit einer entsprechenden Satzstellung. Der Inhalt soll genau der gleiche sein, nur die äußere Form – der Koffer – ist anders. Das klingt zwar sehr schön und einleuchtend, aber es gibt da auch einige Probleme.

Zunächst müssen wir wissen, dass es zwischen diesen Idealen – wörtlich oder dynamisch – eine Vielzahl von Abstufungen gibt, und zwar von der Martin-Buber-Übersetzung über die Elberfelder bis hin zur Guten Nachricht und zur Neuen Genfer Übersetzung. So ist Buber in mancher Hinsicht viel wörtlicher als die Elberfelder

Übersetzung, aber nicht unbedingt genauer. Die Schlachter-Übersetzung ist auch eine wörtliche Übersetzung, aber sie ist nicht so wörtlich wie die Elberfelder. In Bezug auf das Übersetzungsideal gibt es also eine ganze Bandbreite von verschiedenen Ausführungen.

Es ist auch möglich, dass innerhalb einer dynamischen Übersetzung gewisse Verse ausgesprochen dynamisch, andere wiederum recht wörtlich übersetzt wurden. Gleiches gilt auch für wörtliche Übersetzungen. Ein Beispiel: Im Englischen sagt man, wenn es stark regnet: „*It's raining cats and dogs.*“ Ganz wörtlich übersetzt heißt das: „Es regnet Katzen und Hunde.“ Nun, kein „Elberfelder-Übersetzer“ würde diesen Satz so übersetzen, ganz einfach weil man das in der Zielsprache Deutsch nicht versteht. Die Übersetzung in Elberfelder-Manier würde vielleicht heißen: „Es gießt in Strömen.“ Die wortwörtliche Übersetzung stünde dann aber in einer Fußnote, damit der Leser eine Ahnung von der Eigenart des Ursprungstextes bekommen kann.

Ein wichtiger Vorteil bei der wörtlichen Übersetzung besteht darin, dass sogar Gedanken im Grundtext, die das Verständnis des Übersetzers übersteigen, in der Übersetzung übermittelt werden können. Kein Gläubiger hat ein vollkommenes Verständnis über die Bibel. Wenn ich aber die Bibel wörtlich übersetze und in einem Vers gewisse Bedeutungen nicht erkenne, können diese durch eine wörtliche Übersetzung trotzdem vermittelt werden. Bei der dynamischen Übersetzung hingegen wird nur das wiedergegeben, was der Übersetzer selbst verstanden hat bzw. seiner Meinung nach verstanden hat. Natürlich kann eine wörtliche Übersetzung

auch so wörtlich sein, dass der Leser in der Zielsprache den Text nicht richtig oder nicht so gut versteht.

Der Vorteil der dynamischen Übersetzung ist ihre gute Verständlichkeit und flüssige Lesbarkeit. Aber es ist immer wieder fraglich, ob das, was dabei verstanden wird, auch wirklich den im Grundtext ausgedrückten Gedanken Gottes entspricht.

Bei kurzlebiger zeitgenössischer Konsumliteratur, Zeitungsmeldungen usw. hat die Technik der dynamischen Übersetzung durchaus ihre Berechtigung, denn eine wörtliche Übersetzung macht solche modernen Texte unerwünscht schwerfällig. Die Bibel ist jedoch als ein jahrtausendealtes Buch göttlichen Ursprungs ein ganz anderer Fall. Deshalb kann sie nicht wie „leichte Literatur“ behandelt werden.

Ein unerreichtes Ideal

Beider dynamisch-äquivalenten Übersetzungstechnik strebt man auch folgendes Ideal an: Die Übersetzung soll bei ihren Empfängern die gleichen – äquivalenten – Eindrücke und Reaktionen auslösen, wie der Urtext dies bei den ersten Lesern getan hat. Dieses Ideal ist jedoch unerreichbar. Ich kenne keine einzige dynamische Übersetzung, die so etwas bewerkstelligen kann. Die Sprache der dynamischen Übersetzungen ist zum Beispiel sehr flüssig und leicht eingängig. Das ist aber beim Grundtext oft nicht der Fall. Dort ist die Sprache zuweilen sehr schwierig und anspruchsvoll (z. B. Hebräerbrief, Jesaja). Der Urtext war für die ersten Leser vielfach nicht flüssig zu lesen. Das Griechische der neutestamentlichen Autoren hat beispielsweise viele Anklänge ans Hebräische. Dadurch klang der Text zum Beispiel für die Leute in Korinth, die keinen jüdischen Hintergrund hatten, sehr unge-

wohnt. Der Korintherbrief las sich deshalb für sie nicht flüssig, sondern es gab darin einige Ausdrücke, die sie nicht ohne weiteres verstanden.

Im Neuen Testament wurde die Umgangssprache, das so genannte Koine-Griechisch, verwendet, und nicht die gehobene Sprache der Philosophen und Schriftsteller. Der Hebräerbrief gehört jedoch zu den Briefen, die sich sehr dem klassischen Griechisch annähern. Er ist in einer stark jüdisch gefärbten, gehobenen Schriftsprache verfasst. Aber in welcher dynamischen Übersetzung merkt man, dass die Sprache im Hebräerbrief beispielsweise im Gegensatz zum 2. Petrusbrief einer anderen Kategorie angehört? Das wird in keiner Übersetzung deutlich. Das Ideal, dass die dynamische Übersetzung die gleiche Wirkung auf die Leser hat wie einst der Urtext auf seine ersten Adressaten, bleibt somit unerreichbar.

In einer Übersetzung können viele Wortspiele ebenfalls nicht vermittelt werden. Jesaja schrieb zum Beispiel (Jes 7,9): „*im lo ta'aminu ki lo te'amenu*“ („Wenn ihr nicht glaubt, werdet ihr keinen Bestand haben“). Im Hebräischen klingen „glauben“ und „Bestand haben“ sehr ähnlich, weil diese Ausdrücke auf die gleiche Wortwurzel zurückgehen. Eine wirklich gute dynamische Übersetzung müsste das Wortspiel wiedergeben, aber das ist fast unmöglich. Manchmal wird bei poetischen Texten versucht, die Poesie nachzuahmen, aber gerade das Typische und Wesentliche kann dann doch nicht vermittelt werden. Mit einer wörtlichen Übersetzung kann dieses Ursprüngliche eventuell besser mitgeteilt werden als mit einer dynamischen. Wenn also Buber extrem „wörtlich“ übersetzte: „Die Erde aber war Irrsal und Wirrsal, Finster-

nis über Urwirbels Antlitz“, kann diese Version vielleicht von ihrer Klangfarbe her die ursprüngliche Wirkung auf die Grundtext-Leser besser widerspiegeln als eine dynamische Übersetzung.

Die Gefahr des „Tricksens“

Bei einer dynamischen Übersetzung kann man zudem viel leichter „tricksen“, d. h. Gedanken verändern und den Lesern vorspiegeln, sie seien Gottes Wort. Ein Beispiel aus der Guten Nachricht (GN): „Denn wir alle, Juden wie Griechen, Menschen im Sklavenstand wie Freie, sind in der Taufe durch denselben Geist in den einen Leib, in Christus, eingegliedert worden“ (1 Kor 12,13). Merken wir, wo hier getrickst wurde? Wörtlich übersetzt die Elberfelder: „... wir sind in einem Geist zu einem Leib getauft worden.“ Es geht um die Taufe mit Heiligem Geist und nicht um die Wassertaufe. Der Heilige Geist bewirkt bei einem Menschen, der sich bekehrt, dass er in den Leib Christi eingefügt wird, weil „taufen“ im Griechischen „einführen in ein anderes Element“ bedeutet. Bei der Wassertaufe geht es um das Einführen ins Element Wasser, bei der Taufe mit dem Heiligen Geist um das Einführen in den Leib Christi, sodass man ein Glied am Leib Christi wird. Aber die GN – eine ökumenische Übersetzung – macht uns glauben, dass man in der Taufe, gewissermaßen durch einen sakramentalen Akt, in den Leib Christi eingegliedert wird. Das hieße: Wer sich als Kind oder als Erwachsener taufen lässt, wird dadurch in die Kirche – den Leib Christi – eingegliedert. Das ist eine falsche Lehre. Das Wort „getauft“ wird nicht wörtlich rein verbal übersetzt, sondern unzutreffend frei mit „in der Taufe eingegliedert“. Damit soll gesagt werden, „in der [Wasser-]Taufe“ habe der Heilige Geist das Einglie-

dern in den Leib Christi bewirkt. Aber das trifft keineswegs zu.

Es folgt ein weiteres Beispiel aus Sacharja 13,6. In Sacharja 12–14 geht es um die Endzeit und um die Wiederkunft des Messias. In Kapitel 12,10 heißt es, wenn der Messias kommt, wird das jüdische Volk auf ihn blicken, den sie durchbohrt haben. In Kapitel 13,6 lesen wir in der Elberfelder Übersetzung: „Und wenn jemand zu ihm spricht: Was sind das für Wunden in deinen Händen? –, so wird er sagen: Es sind die Wunden, womit ich geschlagen worden bin im Hause derer, die mich lieben.“ „Zu ihm“ bezieht sich auf den Durchbohrten aus Sacharja 12,10, den wiedergekommenen Christus. Nun, was hat die GN daraus gemacht? „Und wenn man ihn auf die Striemen an seinem Leib hinweist, wird er sagen: ‚Das ist von einer Schlägerei mit meinen Zechbrüdern!‘“ Das ist unglaublich, hässlich und widerlich zugleich! „Striemen an seinem Leib“ lautet im Grundtext wörtlich „Wunden zwischen deinen Händen“. Die Übersetzer der GN haben also „Hände“ frei mit „Leib“ wiedergegeben. Das steht so aber nicht in der Bibel, vom Rest des Verses ganz zu schweigen.

Hier wird auf eindrucksvolle Weise deutlich, wie man unter dem Vorwand, dynamisch zu übersetzen, von vielen unbemerkt zum Neuautor werden kann. Es geht aber letztlich um Gottes Ehre und Herrlichkeit, die hier angetastet wird, und das dürfen wir nicht einfach so hinnehmen.

Kennzeichnung der Hinzufügungen

Jahre vor der Entstehung der GN, der Hoffnung für alle (Hfa) und der Neuen Genfer Übersetzung (NGÜ) haben zum Beispiel bereits Jörg Zink und

Hans Bruns mit dieser Art von Übersetzung einen neuen Weg gesucht.

Bruns schrieb in seinem Vorwort, dass er dort, wo er etwas ergänzt hat, um den Gedanken klar zu vermitteln, Klammern gesetzt habe. Daran sollte der Leser sofort erkennen, was wirklich im Grundtext zu finden ist und was eigentlich eine Ergänzung darstellt. Doch bei den meisten dynamischen Übersetzungen wird anders verfahren: Es wurde übersetzt und noch einiges eingefügt, damit es verständlicher ist, meistens jedoch ohne zu kennzeichnen, was nun genau eine Hinzufügung oder erklärende Ergänzung ist. So bekommt der Leser den Eindruck, dass alles, was da zu lesen ist, auch so im Grundtext stehe. Würde man die Ergänzungen deutlicher kennzeichnen (wie z. B. in den Evangelien der NGÜ), wäre das gewissermaßen ein Rechenschaftsbericht dem Leser gegenüber.

In dieser Hinsicht ist die alte Elberfelder Übersetzung geradezu vorbildlich. Dort wurde oft durch Kursivdruck deutlich gemacht, was selbst bei dieser wörtlichen Übersetzung im Deutschen um des besseren Verständnisses willen ergänzt werden musste, im Grundtext aber nicht so dasteht. Und selbst kleine Nuancen, ob zum Beispiel vor „Heiliger Geist“ der bestimmte Artikel steht oder nicht, wurden vielfach gekennzeichnet. Das hat tatsächlich eine große Bedeutung für die Übersetzung, denn „Heiliger Geist“ ohne Artikel bezieht sich eher auf die Kraft des Geistes, während „der Heilige Geist“ auf den Heiligen Geist als göttliche Person hinweist.

Dazu ein Beispiel aus Hebräer 6,4–8. Dort geht es um diejenigen, die einmal erleuchtet worden sind, die himmlische Gabe geschmeckt haben und „Heiligen Geistes teilhaftig“ ge-

worden, aber später abgefallen sind und deswegen unter das Gericht Gottes kommen werden. Die meisten Bibelleser denken nun, dass es hier um wiedergeborene Menschen geht. Aber „teilhaftig Heiligen Geistes“ (nicht: „teilhaftig des Heiligen Geistes“) heißt nicht, dass sie den Heiligen Geist innewohnend hatten, sondern lediglich, dass sie an Seinem Wirken Anteil bekommen hatten. Jeder Mensch, der unter das Wort Gottes kommt, wird „Heiligen Geistes teilhaftig“, und zwar insofern, als der Heilige Geist ihm die Augen und das Herz für das Wort Gottes öffnet. Wir erkennen an diesem Beispiel, dass solche feinen Details von großer Bedeutung sein können.

Der Übersetzer – kein Neuautor

Als Grundprinzip jeder Übersetzung, ob wörtlich oder dynamisch, müsste gelten, dass jedes Wort und jeder Gedanke des Grundtextes auch im Text der Übersetzung wiedergefunden werden muss. Der Übersetzer darf nicht zum Neuautor werden.

In Hauskreisen wird häufig aus verschiedenen Übersetzungen gelesen, die aber nicht alle das Gleiche wiedergeben. Es ist möglich, dass ein Vers völlig anders formuliert ist und trotzdem alles vollständig ausgedrückt wird. Aber wenn wir feststellen, dass ein Gedanke im Text gar nicht vorhanden ist, wird es problematisch.

Es folgt ein Beispiel aus Markus 8,35; zunächst ein Zitat nach der alten Elberfelder Übersetzung: „Denn wer irgend sein Leben erretten will, wird es verlieren; wer aber irgend sein Leben verliert um meinet- und des Evangeliums willen, wird es erretten.“ Die Version der Hfa lautet an dieser Stelle: „Wer sein Leben um jeden Preis erhal-

ten will, der wird es verlieren. Wer aber sein Leben für mich einsetzt, der wird es für immer gewinnen.“ Ist „wer sein Leben für mich einsetzt“ wirklich das Gleiche wie „wer sein Leben verliert um meinetwillen“? Ich würde sagen, es ist weniger, oder? Aber noch tragischer ist, dass „um des Evangeliums willen“ weggelassen wurde. Wenn gesagt würde: „Wer aber sein Leben für mich und für die frohe Botschaft einsetzt“, dann wäre der Text zwar anders formuliert, aber der Gedanke wäre in etwa noch erhalten geblieben. In der jetzigen Version wurde jedoch einfach etwas weggelassen, und das ist nicht akzeptabel. Vielleicht war es an dieser Stelle nur ein Versehen. Aber die Problematik, dass in dynamischen Übersetzungen Gedanken fehlen oder neue Gedanken hinzugefügt werden, ist prinzipiell ein weit verbreitetes Phänomen – und das sollte jeder eifrige Bibelleser wissen.

Bei der NGÜ wird im Gegensatz zu GN und Hfa viel stärker darauf geachtet, dass trotz neuer Formulierungen jeder Gedanke des Grundtextes erhalten bleibt. Auch aus diesem Grund wären Fußnoten in allen Übersetzungen sehr wichtig, weil immer wieder zusätzliche Erklärungen erforderlich sind.

Die dynamische Methode unter Beschuss

Das Ideal der dynamischen Übersetzung ist in den vergangenen Jahren unter Linguisten sehr populär geworden. So ist die weit verbreitete Ansicht aufgekommen, dass eine gute Bibelübersetzung dynamisch sein sollte. Die wörtlichen Übersetzungen wurden mehr und mehr verachtet, weil sie angeblich nicht mehr auf dem neuesten linguistischen Wissensstand seien.

In Zukunft könnte sich diese Tendenz wieder etwas ändern. In jüngster Zeit haben unter anderem auch jüdische Sprachwissenschaftler die dynamische Art der Übersetzung verstärkt in Frage gestellt. Daran erkennen wir, dass die dynamische Übersetzungsmethode ein im Zeitgeist verhafteter Trend ist, der vielleicht bald wieder einen Rückschlag erleiden könnte, weil er nicht der Weisheit letzter Schluss ist.

Ist jede Übersetzung schon ein Kommentar?

Dynamische Übersetzer haben behauptet, dass jede Übersetzung – ob wörtlich oder dynamisch – eigentlich schon ein Kommentar sei und dass sie das Kommentieren nur etwas ausgeprägter praktizieren. Diese Aussage ist nur bedingt richtig. Die israelischen Linguisten, welche die dynamische Methode kritisieren, wissen ganz genau, was eine Bibelübersetzung und was ein Bibelkommentar ist. Ihre rabbinischen Bibeln enthalten den hebräischen Urtext und daneben die alten aramäischen Übersetzungen (die Targumim), gefolgt von allen möglichen Kommentaren, zum Beispiel von Raschi oder Eben Esra usw.

Man kann deshalb nicht behaupten, jede Übersetzung sei ein Kommentar. Die Übersetzung ist eine Übersetzung, der Kommentar ist ein Kommentar. Wenn die Übersetzung allmählich zu einem Kommentar wird – was bei den nach der dynamischen Methode übersetzten Bibeln tatsächlich der Fall ist –, dann ist sie keine Übersetzung mehr, sondern eine kommentierende Umschreibung, eine Paraphrase oder eine Übertragung. Natürlich bringt der Übersetzer auch bei einer wörtlichen Übersetzung immer

sein eigenes Vorverständnis mit. Aber die Behauptung, eine solche Übersetzung sei schon ein Kommentar, ist einfach nicht angemessen. Wir sollten die Dinge unterscheiden und auch klar benennen: Es gibt Bibelkommentare, Bibelübersetzungen und Übertragungen.

Als von der NGÜ der Römerbrief als Einzelschrift erschienen war, sagten viele, dass sie jetzt endlich einmal diesen Brief verstanden hätten. Das ist ein wunderbares Zeugnis, aber man muss sich im Klaren sein, dass es sich bei dieser „Übersetzung“ um eine Mischung aus Übersetzung und Kommentar handelt. Man sollte sich nicht scheuen, das deutlich zu sagen. Ich würde nie jemandem empfehlen, eine solche Übersetzung als Grundbibel zu nehmen, denn der Leser kann meistens – vor allem bei den nach den Evangelien übersetzten Bibelbüchern – im Detail nicht unterscheiden, was nun Kommentar und was Übersetzung ist. Diese Bereiche sollte man aber unbedingt trennen. Die NGÜ kann sicher eine große Hilfe beim Bibelstudium sein, aber nur als Ergänzung zu einer wörtlichen Übersetzung.

Die Person des Übersetzers

Bei einer Übersetzung ist die Person des Bibelübersetzers von entscheidender Bedeutung. Ist der Bibelübersetzer bekehrt oder ungläubig? Lebt er ein Gott gemäßes Leben oder führt er ein Leben in Sünde? Ist für ihn die Bibel zu 100% Gottes fehlerloses Wort oder ist er „liberal“, „neo-orthodox“ usw.? Hat er eine gute oder eine schlechte Kenntnis der Gedanken und Heilswege Gottes? Das alles ist nicht davon abhängig, ob man Theologie studiert hat oder nicht. Denn beim Theologiestudium lernt man sehr vieles rund um

die Bibel. Man studiert die alten Sprachen und ist somit Philologe. Dann studiert man Kirchen-, Religions- und Dogmengeschichte und wird zum Historiker. Dazu studiert man noch ein paar weitere Bereiche, aber der größere Teil *tangiert* die Bibel lediglich. Wenn jemand Theologie studiert hat, hat er deshalb noch nicht bewiesen, dass er die Bibel und Gottes Gedanken gründlich kennt, obwohl seine wissenschaftlichen Kenntnisse rund um die Bibel natürlich wichtige Werkzeuge sind, die auch von Nutzen sein können, wenn sie in tiefer Gottesfurcht richtig eingesetzt werden.

Dann stellt sich auch noch die Frage, ob der Übersetzer ein guter oder ein schlechter Philologe ist, denn die meisten Theologen sind schlechte Philologen. Die Kenntnisse über die Bibelsprachen haben sich im Verlauf der letzten 150 Jahre drastisch nach unten entwickelt. Wegen des zunehmenden Einflusses der liberalen Theologie ist eine allgemein abnehmende Ehrfurcht vor dem geschriebenen Wort Gottes festzustellen. Wer im 19. Jahrhundert Theologie studiert hatte, besaß oft noch sehr gründliche Hebräisch- und Griechisch-Kenntnisse. Solange man überzeugt ist, dass die Bibel Gottes Wort ist, hat man auch ein großes Interesse daran, die Grundtextsprachen mit Hingabe und Freude zu lernen.

Hier stellt sich auch für Sie, liebe Leser und Leserinnen, die Frage: Warum lernen Sie eigentlich nicht die Sprachen der Bibel? Ich kenne einen Juristen, der sagte, er habe nie Zeit gehabt, Hebräisch zu lernen. Aber das stimmte nicht; er wollte sich einfach keine Zeit dafür nehmen, weil er andere Dinge als wichtiger ansah. Wir haben doch alle gleich viel Zeit wäh-

rend eines Jahres. Die Frage ist, welche Prioritäten wir setzen. Jeder von uns hat einen anderen Auftrag, aber wir müssen vor Gottes Angesicht wissen, was unsere Aufgabe ist. Niemand kann jedoch behaupten, er habe keine Zeit! Gerade junge Leute, die eine entsprechende Begabung haben, sollten sich fragen, ob sie nicht eine biblische Sprache lernen wollen. Mit diesen Kenntnissen könnten sie auch der Gemeinde Jesu dienen, wenn sie diese in Demut einsetzen.

Auflösung und Verlust der biblischen Begriffe

Es ist eine Tatsache, dass durch die dynamischen Übersetzungen Begriffe oft durch Umschreibungen ersetzt werden. Wenn man verschiedene Übersetzungen einmal nebeneinander stellt, sieht man sofort, dass bei dynamischen Übersetzungen viel mehr Wörter benötigt werden als bei wörtlichen. Durch dieses Umschreiben entwickelt sich beim Leser aber eine gewisse „Begriffslosigkeit“.

Ein Beispiel aus Römer 5,1: *„Da wir nun gerechtfertigt worden sind aus Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus.“* In der GN lautet der Anfang dieses Verses so: *„Nachdem wir nun aufgrund des Glaubens bei Gott angenommen sind, haben wir Frieden mit Gott.“* „Rechtfertigen“ ist anscheinend ein Begriff, den sowieso niemand versteht, also umschreibt die GN diesen Begriff mit *„wir sind bei Gott angenommen“*. Durch solche Umschreibungen vergisst man mit der Zeit, was Rechtfertigung wirklich bedeutet. Dieser Begriff wurde im 16. Jahrhundert durch die Reformatoren in der Bibel neu entdeckt, und diese Entdeckung schlug in Europa wie ei-

ne Bombe ein. Die große Frage lautete damals: Wie können wir vor Gott gerecht sein? Die katholische Kirche lehrte, dass sie durch den regelmäßigen Besuch der Messe, das Bezahlen von Messopfern usw. die Gerechtigkeit Gottes tropfenweise verteilen könnte. Dann entdeckten die Reformatoren, dass die Rechtfertigung ein Akt Gottes ist, der erfolgt, wenn der Mensch im Glauben das Opfer Jesu Christi für sich in Anspruch nimmt. Somit ist der Mensch völlig gerechtfertigt und muss nicht auf „Gerechtigkeitstropfen“ hoffen. Natürlich ist „rechtfertigen“ ein schwieriges Wort, aber wenn man es in der Bibel immer wieder liest, merkt man mit der Zeit, was es bedeutet, nämlich „jemand für gerecht erklären“. Wenn Gott uns rechtfertigt, dann sagt Er: *„Du bist gerecht in Meinen Augen; alle Schuld ist weg. Du bist so, als ob du noch nie gesündigt hättest.“* Das ist bei weitem nicht das Gleiche wie *„wir sind bei Gott angenommen“*. So gehen diese biblischen Grundbegriffe des Evangeliums verloren. Wenn sie in Umschreibungen aufgelöst werden, kann man sie nicht mehr fassen. Das Wort „Begriff“ kommt aber daher, dass man durch kurze Ausdrücke einen bestimmten Gedanken „ergreifen“ kann. „Rechtfertigung“ ist ein Wort, das man fassen kann, „Versöhnung“ ebenfalls. Ob dann alle verstehen, was „Versöhnung“ bedeutet, ist eine andere Sache. Dann müssen solche Begriffe eben geklärt werden, damit wir über „Versöhnung“, „Vergebung“, „Auserwählung“ oder „Zuvorbestimmung“ sprechen können. Diese biblischen Begriffe werden in der dynamischen Übersetzung jedoch aufgelöst.

Ein weiteres Beispiel aus Epheser 1,4 (alte GN): *„Er liebte uns schon,*

bevor er die Welt schuf. Für ihn gehörten wir mit Christus zusammen vor aller Zeit. So hat er uns dazu erwählt, sein Volk zu sein und heilig und fehlerlos vor ihm zu stehen. Aus freiem Willen entschloss er sich, uns als seine Kinder anzunehmen.“ Aber an dieser Stelle steht im Grundtext, dass Gott „uns zuvorbestimmt hat zur Sohnschaft“. Der Begriff „Zuvorbestimmung“ ist in der GN verloren gegangen. Durch solche Umschreibungen entsteht eine „Begriffslosigkeit“ und eine gewaltige Unschärfe in der Lehre. Gerade wenn in Hauskreisen aus unterschiedlichen Übersetzungen gelesen wird, kommt das Gefühl auf, dass man alles so oder so sagen kann. Das Wort Gottes verliert dadurch seine Konturen, und es entsteht der Eindruck einer Unverbindlichkeit dem göttlichen Wort gegenüber. Das hat jedoch katastrophale Auswirkungen. Was kann unsere nächste Generation dann noch als Zeugnis weitergeben, wenn sie in dieser „Begriffslosigkeit“ und gedanklichen Unschärfe aufwächst? Dadurch fallen biblische Grenzlinien. Unsere Kinder wachsen in einer postmodernen Umgebung auf. Die Postmoderne drückt sich durch Unverbindlichkeit und Zusammenhanglosigkeit aus. Wir müssen uns gut überlegen, wie wir ihnen in dieser Situation eine echte Hilfestellung geben können.

Hilfen zum gesunden Bibelstudium

Bibelübersetzungen machen Predigten, Lehrvorträge, Bibelkommentare, Lexika oder persönlichen Austausch über Gottes Wort nicht überflüssig. Wenn wir einander einladen, sollten wir nicht nur über Autos oder Ferien reden, sondern uns über biblische Themen austauschen. Dabei können

wir voneinander lernen, und so manche Fragen, die beim persönlichen Bibelstudium aufkommen, können geklärt und beantwortet werden. In Epheser 4,10–16 lesen wir, dass der Herr Jesus seiner Gemeinde Gaben gegeben hat: Lehrer, Evangelisten, Hirten usw. Auch in 1. Korinther 12–14 ist von verschiedenen geistlichen Gaben, die der Weiterführung im Glauben dienen, die Rede. Deshalb ist ein Solo-Christentum undenkbar! Ich und die Bibel allein? Das ist im Alltag zwar möglich, aber das reicht nicht aus; wir brauchen die oben erwähnten Hilfestellungen.

Es gibt viele deutsche Bibelübersetzungen, die wir als gegenseitige Ergänzung verwenden können, aber wir müssen wissen, wie wir diese Übersetzungen einsetzen und gewichten sollen. So ist eine wörtliche Übersetzung als Basis unentbehrlich. Die Elberfelder hat sich bis heute als eine sehr hilfreiche, wörtliche und dennoch gut verständliche Übersetzung bewährt. Bei der GN wissen wir, dass liberale Theologen am Werk waren, und das hat deutliche Spuren hinterlassen.

Wenn ein Bibelleser trotzdem eine dynamische Übersetzung bevorzugt, sollte er einmal die folgende Überlegung anstellen: Nehmen wir an, es wurde letzte Woche in der Wüste Judäa eine Höhle mit neuen Handschriften von sensationellem Inhalt entdeckt. Die sollen nun auf Deutsch veröffentlicht werden. Da ist doch jeder gespannt, welche geheimnisvollen neuen Erkenntnisse in diesen Rollen verborgen sind. Möchten Sie nun eine dynamische oder eine wörtliche Übersetzung des Textes bekommen, um zu wissen, was genau in diesen Rollen steht? Ich denke, die Antwort lautet für die meisten Interessierten so:

Ich möchte ganz genau wissen, was in diesen Schriftstücken steht. Deshalb ziehe ich eine wörtliche Übersetzung einer dynamischen vor, auch wenn ich beim Lesen vielleicht etwas mehr denken muss.

In der nächsten Ausgabe wird diese Reihe abgeschlossen mit dem Beitrag: „Welchen Grundtext sollen Bibelübersetzer benutzen?“

Roger Liebi

**„Wer nicht sein Kreuz aufnimmt und mir nachfolgt,
ist meiner nicht würdig.“
(Mt 10,38)**

Dein Jünger will ich sein
In diesen schweren Zeiten,
Wo viele von Dir gehn,
Die Herzen abgewandt.
Da will ich bei Dir stehn,
Mit Dir die Kreuzschmach teilen.
Wenn niemand mit mir geht,
Du lässt mich nie allein.

Dein Kreuz, es ist nicht schwer,
Es ist nur sanftes Beugen.
Zerbrechen Dir zu Fuß
Füllt stets mit Lobgesang.
Dir geb ich alles hin,
Soll Geld und Gut zerstäuben,
Du bleibst mir ja, mein Hort,
Du lässt mich nie allein.

Dein Jünger will ich sein,
Soll Welt und Teufel spotten.
Gehasst von ihr wie Du
Soll meine Freude sein.
Du machst die Augen hell,
Bei Dir nur will ich bleiben,
Der Lebensworte hat.
Du lässt mich nie allein.

Armin Lindenfelser

Geduld und Gebet (nach Jak 5,7–20)

Anlass, an diesem Thema zu arbeiten, war zunächst die Aussage „Das Gebet des Glaubens wird den Kranken retten“ (Jak 5,15). Was meint Gott mit dieser Mitteilung an uns? Ist es wirklich so einfach, die Ältesten zu rufen und berechtigt auf Heilung hoffen zu können? Wer hätte nicht schon etwas anderes erlebt? Müssen wir uns sagen lassen, wir hätten zu wenig Glauben, wenn Krankheit trotz ernsthaftem Gebet fortschreitet, ja sogar zum Tod führt? Wie sind überhaupt die Aussagen in diesem Brief zu werten?



1. Das Thema

Die Themen dieses Abschnitts im Brief des Jakobus sind Geduld (5,7–12) und Gebet (5,13–18). Die letzten beiden Verse des Briefes (5,19.20) zeigen uns das Ergebnis: die Frucht von Geduld und Gebet.

Drei Männer sind es, die im Neuen Testament Jakobus genannt werden. Zunächst Jakobus, der Sohn des Zebedäus und Bruder des Johannes. Dieser Jakobus war der erste der Apostel, der in Jerusalem den Märtyrertod starb (Apg 12,1.2). Als Verfasser des Jakobusbriefes kommt er am wenigsten in Frage. Dann Jakobus, der Sohn des Alphäus, auch er ein Apostel des Herrn. Einige Ausleger vermuten in ihm den Verfasser des Briefes. Am wahrscheinlichsten jedoch kommt Jakobus, der Bruder des Herrn Jesus, als Verfasser in Frage. Er ist der in der Apostelgeschichte genannte Führer der Gemeinde in

Jerusalem (Apg 15,13; 21,18; Gal 1,19).

Der Brief ist wahrscheinlich das erste schriftliche Dokument des Neuen Testaments; geschrieben ca. 45–53 n. Chr., demnach noch vor den Paulusbriefen. Für diese frühe Datierung sprechen z. B. die inhaltlichen Ausführungen an einigen Stellen. Der Leser fühlt sich z. T. in den Bereich des AT versetzt. Mehrmals ist die Synagoge das Thema, weniger dagegen die neutestamentliche Gemeinde. Der Name des Herrn Jesus wird auffallend selten genannt. Häufig dagegen finden sich Ermahnungen an die Empfänger bezüglich ihres Lebenswandels. Die Empfänger sind die zwölf Stämme in der Zerstreung.

Wo bin ich hingeraten?, mag sich der heutige Leser zunächst fragen, wenn er den Jakobusbrief zur Hand nimmt. Da liest er z. B., dass die Versuchung eine Freude sei (1,2) – wo

es doch in dem Gebet, das der Herr Jesus die Jünger lehrte, heißt: „*Führe uns nicht in Versuchung*“ (Mt 6,13). Der Zweifler sei wie eine Meereswoge, heißt es einige Verse weiter (1,6) – aber wer von uns hat denn nie Zweifel? Denken wir doch nur an Petrus, den starken Apostel (Mt 14,30.31). „*Gott versucht niemand*“, wird in Vers 13 gesagt, aber in 1Mo 22,1 steht, dass Gott den Abraham versuchte. Natürlich steht Jakobus nicht im Widerspruch zum Brief an die Römer, der uns lehrt, dass der Glaube rettet und nicht die Werke. Hier allerdings wird gesagt, dass der Glaube ohne Werke tot sei. Es ist einerseits ein Brief mit vielen praktischen Bemerkungen und andererseits ein Brief, der nicht immer ganz leicht in die Landschaft einer christlichen Gemeinde passt. Ist man schließlich in Kapitel 4 angelangt, fragt man sich unwillkürlich, wo man denn jetzt hingekommen ist. Befindet sich der Leser hier etwa in Gemeinschaft mit Habsüchtigen und Neidern, mit übel Bittenden und Homosexuellen, Ehebrecherinnen und Hochmütigen, Mördern und Vertretern der gesetzlichen Lehre oder gar mit der Hochfinanz- und Businessgesellschaft der Welt?

Was machen wir nun mit solch einem Brief? Ich denke, wir sollten dankbar sein für die realistischen Aussagen des Jakobus damals und dafür, was uns der Heilige Geist in unsere – gewiss oft nicht bessere – Gemeindegemeinschaft hinein sagen will.

2. Die Geduld

„*Habt nun Geduld, Brüder*“, liest der schon ungeduldig gewordene Leser nach all diesen unerfreulichen, aber doch so wirklichkeitsnahen Aufzählungen des Jakobus nun endlich. Geduld – was für eine seltene Eigenschaft

und hohe Tugend des Menschen ist sie doch. Aber, um es gleich deutlich zu machen, nicht menschliche Stärken des Charakters sind hier gefragt. Dass nicht im Jähzorn der Geduldsfaden reißt oder dass man aus Feigheit einfach alles hinnimmt oder dass man berechnend kühl bleibt. Wenn es allein dies mit der Geduld wäre, dann wären es am Ende doch die Werke, die Leistung, die wir zu erbringen imstande sind oder (meistens eben) auch nicht oder die uns seit Generationen in der Familie gepflegte Tugend ist. Die Frage, die sich hier stellt, ist, ob wir einfach geduldig dem Herrn Jesus vertrauen, ob wir es lernen, auf das Ende hin zu schauen und zu sagen: „*Komm, Herr Jesus!*“ (Offb 22,17).

Das folgende Lehrbeispiel ist treffend. Der Bauer sät seinen Samen aus und weiß, dass er ernten wird. Das braucht Zeit. Das braucht den Früh- und Spätregen (der übrigens in Israel von oben kommt). Aber dann ist nach Wochen oder Monaten der Tag der Ernte da. Jakobus weist uns auf „*die Ankunft des Herrn*“ hin. Diese gilt es abzuwarten. Natürlich hat diese Ankunft des Herrn bei Jakobus auch noch mit dem „*Kommen auf dem Ölberg*“, dem „*Errichten des 1000-jährigen Reiches*“, dem „*Trennen von Schafen und Böcken*“ zu tun. Aber er meint auch: auf den Herrn Jesus zu vertrauen, der einen Tag gesetzt hat. Und er ermutigt zur Übernahme von Verantwortung.

Und wenn Jakobus dann sagt: „*Stärkt eure Herzen*“, meint er damit wohl auch, dass jeder nicht nur das seine, sondern jeder auch das des Bruders stärkt (natürlich immer „im Herrn“). Das ist eine Ermutigung im Umgang miteinander. Übrigens mag in diesem Abschnitt mit „*Bruder*“ auch die „*Schwester*“ gemeint sein; wir

könnten sagen: „Geschwister“.

Dann aber werden wir noch ermahnt, nicht gegeneinander zu seufzen. Das bringt immer viele Probleme mit sich. Sicher, die Probleme sind vorher da. Dann seufzt man, dass sie nicht gelöst, abgestellt, vermieden werden. Natürlich machen die anderen Fehler, und Seufzen ist dann oft noch der gelindere Ausdruck für das, wie wir dann miteinander umgehen. „Ich kann alles besser“ und „Ich blicke da viel besser durch“ und „Hörten alle auf mich, das Himmelreich wäre schon da“, sind unsere nicht gerade intelligenten Argumente, wenn sie auch oft nur im Stillen geäußert werden. Die hindern uns, den Segen der geschwisterlichen Gemeinschaft zu genießen. Aber nicht wir sind zu Richtern berufen, das ist die Sache unseres Herrn. Es ist immer sehr befreiend, wenn anlässlich einer Aussegnungsfeier oder einer Beerdigung gesagt wird, dass uns das Urteil über den Bruder oder die Schwester, die nun von uns gegangen ist, nicht zusteht. Das wird doch der göttliche Richter schon besorgen. Der Apostel Johannes sah diesen Richter, den Herrn Jesus. Das war ein überwältigender und furchtbarer Anblick für ihn, und erschrocken fiel er zu Boden. Aber er, der Ewige, ist dann mit ihm und ihm ganz persönlich nahe (Offb 1, 17. 18). Also, nicht wir richten die Geschwister, das tut der Herr selbst.

Die Bibel nennt uns Vorbilder von Personen, die selbst in unerträglichen Lebenslagen Geduld gehabt haben. Dabei denken wir zunächst an einige Propheten:

- Jesaja, der (wie die Überlieferung berichtet) zersägt wurde.
- Jeremia, der sanfte Mann, der nur Anfeindungen und Unverständnis ertrug.

- Daniel, der ein Leben lang Diener heidnischer Könige bleiben musste.

- Hosea, der eine Hure zur Ehefrau nehmen und seinen eigenen Kindern die Namen Lo-Ruhama (kein Mitleid) und Lo-Ammi (nicht mein Volk) geben musste.

- Jona, der drei Tage und Nächte im Fisch war (ein Vorbild auf den Herrn Jesus).

- Maleachi, der einer der wenigen war, die in seiner Zeit den HERRN fürchteten.

- Und dann wird uns auch noch von Hiob berichtet, dem alles, was er hatte, genommen und der selbst unvorstellbar krank wurde.

Sicher, in diesem Abschnitt (Jak 5,7–12) geht es nicht nur um Geduld in Leiden und Krankheit. Aber dass der Heilige Geist hier auf Hiob hinweist, mag uns doch zuversichtlich machen. Ganz gewiss denken wir bei Hiob auch an seine Ungeduld, an den Streit mit den Freunden und sein Handeln und Handeln mit dem Höchsten. Aber hier wird er gelobt und als Vorbild hingestellt, als großes Vorbild sogar. Das kommt gerade auch darin zum Ausdruck, wie der HERR Hiob am Ende segnete.

3. Das Gebet

Der Inhalt dieses Abschnitts kann so eingeteilt werden:

- der Anlass für das Gebet: Verse 13.14
- die Gebetsgemeinschaft: Vers 14
- der Inhalt des Gebets: Verse 15.16
- ein Gebetsbeispiel: Vers 17
- die Gebetserhörnung: Vers 18

Haben wir hier ein Gebet wie in vielen anderen Situationen im Neuen Testament auch? Nein, natürlich nicht, denn eigentlich ist jede Situa-

tion speziell. Aber es ist auch wieder nichts Besonderes oder Spektakuläres, gerade hier nicht, wo vielfach eine Anleitung zur Heilung von Kranken vermutet wird.

„Wacht und betet“ (Mt 26,41), sagt der Herr Jesus den Jüngern im Garten Gethsemane. Der Ort und die Situation sind da etwas Besonderes und für alle anderen Christen so nicht mehr zu erleben. Aber doch nehmen wir dieses Wort auch für uns als gegeben. „Im Gebet haltet an“ (Röm 12,12), wird den Gläubigen in Rom vor fast 2000 Jahren geschrieben. Und wie sehr gilt dieses Wort für auch uns. Weiter lesen wir: „Ich ermahne nun vor allen Dingen, dass Flehen, Gebete, Fürbitten und Danksagungen getan werden für alle Menschen“ (1Tim 2,1).

Wir haben das persönliche Gebet (Mt 6,6) und das Gemeindegebet (Apg 12,12). Wir finden die Gebete der Apostel und vieler anderer Gläubigen. Sie sind oft in konkret Erlebtem entstanden und doch auch Beispiele für unser Glaubensleben. Insofern ist die Aufforderung zum Gebet auch in diesem Brief nicht Besonderes. Aber Jakobus beschreibt einen bestimmten Anlass: „Leidet jemand unter euch (Trübsal)?“, „Ist jemand guten Mutes?“, „Ist jemand krank unter euch?“ – es sind ähnliche Anlässe, die dieser Aufzählung zugrunde liegen, sie scheinen zusammenzugehören.

Offensichtlich haben wir es hier weniger mit Krankheiten wie Grippe oder Malaria zu tun. Auch nicht mit schwierigeren Geschichten wie MS, Immunschwäche oder Alzheimer. Sicher sind auch nicht Knochenfrakturen, Blinddarmentzündung oder Grauer Star gemeint. Für das alles gäbe es ja Ärzte, Therapien, Anwendungen. Und auch zur Zeit des Jakobus gab es schon fähige Ärzte. Aber nach diesen wird hier nicht gerufen. Dabei steht es

außer Frage, dass Gott eine Fraktur in Sekunden wieder heilen kann. Es ist nur die Frage, ob wir das wirklich so erleben. Es geht in unserem Text sicher nicht um bestimmte Krankheitsbilder, sondern – mir scheint, der Hinweis ist hier schon deutlich gegeben – es geht hier um „Gemütsbewegungen“ (5,17) oder Seelenzustände, um ein inneres „Hoch“ oder „Tief“.

Diese Dinge begegnen uns im Leben oft genug. Wir sollen lernen, damit auch umzugehen. Dem einen kann man durch Gebet persönlich begegnen, dem anderen durch das Singen von geistlichen Liedern. (Natürlich, was haben wir anderes erwartet als diese Hinweise.) Deutlich ist, dass uns die Möglichkeit gezeigt wird, persönlich mit bestimmten schwierigen Situationen fertig zu werden. Um es noch am Gegenteil deutlich zu machen, wie wir nicht handeln sollen: Der Trübsal, wie immer wir sie auch beschreiben, muss nicht mit „Meditation nach innen“, „Aggressionen rauslassen“, „sich dem Alkohol ergeben“ usw. begegnet werden. Der Gläubige soll sich im Gebet vor Gott begeben. Und guten Mutes sein soll nicht in einer Sektparty zünftig begossen werden. Diese Zeit dürfen wir mit geistlichen Liedern zur inneren Erbauung und zum Gotteslob nutzen.

Nun aber haben wir in Vers 14 die Frage: „Ist jemand krank unter euch?“ Auch hier geht es nicht um eine der oben angeführten oder ähnlichen Krankheiten, und Jakobus empfiehlt eben nicht den Arzt oder wenigstens das Hinzuziehen eines entsprechenden Fachmanns. Er verweist auf die Ältesten. Die sollen gerufen werden. Es ist nun nicht bloß das im vorigen Vers beschriebene Hoch oder Tief der Seele. Hier geht es tiefer. Hier kommt der betroffene Gläubige nicht mehr selbst zurecht. Eine Depression hat

ihn oder sie in ein tiefes seelisches Loch gestürzt, um nur ein mögliches Beispiel anzuführen. Es gibt Verletzungen, Angst, Vereinsamung, die Gemeinschaft wird gemieden. Es ist nicht mehr „nur“ ein Leiden, wo man sich im Gebet wieder neu erfrischen und der Gemeinschaft mit Gott erfreuen kann. Da kann man oft nicht mehr beten. Aus dem Zustand, der hier als „krank“ bezeichnet wird, kommt man nicht mehr allein heraus.

Es geht nicht um medizinisch beherrschbare Krankheiten, sondern um Leiden, welche die Folge von Erlebnissen, schweren Lebenslagen oder organischen Krankheiten sein können. Es könnten auch die Ausprägungen von Trübsal oder gutem Mut (wie Vers 13) sein, weil man vielleicht nicht wie dort empfohlen damit umgegangen ist. Möglicherweise haben wir es auch mit der Folge von Sünde, Fehlritten, Gottesferne zu tun. Jetzt ist ein Zustand von seelischem Schmerz und/oder geistlicher Schuld eingetreten. Diesem muss mit der geistlichen Autorität von Ältesten begegnet werden.

„Die Ältesten der Gemeinde“, das sind nicht die Reisebrüder oder umherreisende geistliche Gesundheitsbetreuer. Es handelt sich hier vielmehr um Männer, die am Ort (und dort in einer Gemeinde) eine konkrete Verantwortung und einen bestimmten Dienst für und in der Gemeinde wahrnehmen. Ihre Aufgabe besteht in grundsätzlich zwei Aspekten. Sie halten die Verbindung zu Gott (in biblischer Lehre und Gebet für die Gemeinde). Sie tragen die Verantwortung für die Gemeinde (als Hirten, Aufseher, Führer). Man ruft die Ältesten seiner Gemeinde nicht wegen eines gebrochenen Beins, sondern wegen einer verletzten Seele.

Die Aufgabe der so zu dem Kranken gerufenen Ältesten besteht nun einer-

seits darin, für den Kranken zu beten. Sie stellen die Verbindung zu Gott her. Sie bitten für den Leidenden. Sie machen sich mit ihm eins und bringen ihn vor den Thron der Gnade. Und auf der anderen Seite sollen sie ihn mit Öl salben. Dies scheint ein Hinweis darauf zu sein, den Schmerz (körperlich, seelisch) zu lindern, Verhärtungen zu lösen, indem sie sich des Kranken annehmen und so den Heilungsvorgang einleiten. Die Ältesten werden also nicht nur beten (einen geistlichen Dienst tun), sie werden sich ganz auf den Kranken und auf die Folgen seiner Krankheit einlassen müssen. Dies alles tun sie „im Namen des Herrn“.

Es ist ja gerade der 15. Vers, bei dem die unterschiedlichen Auslegungen und Verständnisschwierigkeiten bestehen. Es ist zuerst das Gebet des Glaubens, um das es hier geht. Dieses Gebet wird den Kranken retten. Es geht also nicht darum, dass er gesund gemacht wird. Außerdem sind es nicht die Ältesten (oder wer auch immer zu einer solchen Gebetsgemeinschaft zählt), und es ist auch nicht der Glaube (und wir dürfen sagen, dass es bei vielen Gläubigen nicht an Glauben mangelt), sondern es ist der Herr, der ihn aufrichten wird. Der Herr, darauf sei nochmals hingewiesen, ist souverän in seinem Handeln.

Dann gibt es noch diesen Hinweis: „wenn er Sünden begangen hat“. Das bedeutet, dass die Möglichkeit besteht (nicht die zwingende Notwendigkeit), dass das Kranksein zu einer seelischen Not geworden ist, und dann kann es in diesem Rahmen auch zu einem Sündenbekenntnis kommen. Aufgrund des Bekenntnisses wird dem Hilfebedürftigen vergeben werden.

Infolge dieser Not und dieses Dienstes kann es in der Gemeinde nun zu einer Gebetsgemeinschaft kommen. Dabei ist es nicht erheblich, ob jetzt

die Gemeinde zum Gebet zusammenkommt oder ob es nur die Ältesten sind. Aber die verheißene Wirkung eines gemeinsamen Gebets ist, dass man ein gegenseitiges Bekenntnis ablegt und füreinander betet (keine gruppendynamische Öffnung voneinander!). Dann gibt es Heilung der Seele, des Inneren, des Herzens, eine Neuausrichtung auf die Sache des Herrn.

Das Ziel dieser in Jak 5,13–16 vorgestellten Angelegenheit ist:

- die Hilfe für den Einzelnen, dass er mit Gott ins Reine kommt,
- die Hilfe für die Führerschaft der Gemeinde, dass sie die eigene Verantwortung erkennt, sie übernimmt und wirklich führen kann,
- die Ausrichtung der ganzen Gemeinde im Miteinander.

Und wer nicht beten kann? Jakobus gibt uns das Gebetsbeispiel des Elia. Elia – er ist zunächst der kleine Unbekannte aus dem Städtchen Tisbi. Der König Israels aber ist Ahab. Er ist der große Mächtige im Land. Doch nicht die Würde des Königtums hat bei Gott Gewicht. Was bei Gott ankommt, ist das Gebet des Glaubens.

4. Die Frucht von Geduld und Gebet

Jemand von uns, aus der Gemeinde also, irrt von der Wahrheit ab. Er befindet sich nicht mehr auf dem Weg der Wahrheit, sondern auf einem Irrweg, in einer Sackgasse oder einem Weg mit Gefahr für seine Seele. Das heißt noch nicht, dass wir mit Ausschluss reagieren, als würde sich jemand permanent auf einem bösen Weg befinden (1Kor 5), oder mit Kirchenbann, als müssten wir die Gemeinde vor dem Umgang mit jemand warnen (2Thess 3,6), und schon gar nicht,

dass wir beginnen, schlecht übereinander zu reden. Wir werden jetzt entsprechend unserem Text mit dem Bruder oder der Schwester handeln zu seinem oder ihrem Wohl, zur Wiederherstellung, zur Rettung. Die Art, so zu handeln, ist in Geduld (jemand führt ihn zurück; d.h. sie gehen den ganzen Weg miteinander zurück) und mit Gebet (jemand tut das in Abhängigkeit von dem Herrn Jesus).

Diese Mühe ist doch des verheißenen Zieles wert, denn es geht darum,

- einen Sünder zu retten – auch ich bin in Gottes Augen ein Sünder gewesen;
- eine Seele vom Tod zu erretten – auch ich war nicht besser;
- eine Menge von Sünden zu bedecken.

5. Fazit

Unsere Zeit ist nicht besser als die, von der wir im Brief des Jakobus lesen. Wir erleben das Fortschreiten des Bösen in nie gekanntem Ausmaß (2Tim 3,1–4). Wir sehen um uns den Verfall und die Zerrissenheit der Christenheit (2Tim 3,5). Es ist damals wie heute Zeit, daran zu denken, dass der Herr bald kommt.

Wir wollen die Dinge erkennen, wie sie in Gottes Wort beschrieben sind, und Geduld haben im Evangelium, in der Belehrung, im persönlichen Glaubensleben, in der Gemeinde. Und wir wollen im Gebet sein für die Schwachen und Kranken der Gemeinde, miteinander und persönlich.

Es ist unser Ziel, dass niemand zurückbleibt, dass der Herr Jesus geehrt wird, und zwar durch mich persönlich, durch die Mitgeschwister und durch die ganze Gemeinde.

Peter Baake

Nathanael oder der Beginn einer Beziehung (Joh 1,45ff.; 21,2)



Aus Anlass einer Predigt, die ich an einem Sonntag hörte, habe ich mich noch einmal mit dieser Person beschäftigt. Nathanael aus Bethsaida, zu deutsch: Gabe Gottes aus dem Haus der Jagd oder des Fischfangs.

Doch zurück zu seinem Vornamen. Jeder Mensch ist eine Gabe Gottes. Das gilt es gerade in unserer Zeit wieder neu staunend zu bewundern wie David im Psalm 139. Im Zeitalter der Gentechnik, des Versuchs, dem Schöpfergott ins Handwerk zu pfuschen, ist gerade diese Rückbesinnung wichtig. Nein, nicht in der Genetik liegt das Heil!

Aber Nathanael war mehr als nur ein Mensch unter vielen. Er war vielleicht ein bisschen stolz, Fischer in einem reichen Fischerdorf zu sein, sein Auskommen zu haben und sich zu friedlichen Siesta unter dem Feigenbaum zu gönnen. Eigentlich kam er ja aus Kana in Galiläa (Joh 21,2). Aber da konnte er das Fischereihandwerk sicher nicht lernen. Ich denke, er ist als junger Mensch nach Bethsaida gezogen, um dort eine Existenz aufzubauen. Daher kennt er Philippus und seinen Bruder. Außerdem war er ein treuer Jude, der auf den Messias wartete.

Sicher war er ganz Ohr, als sein Kollege (oder vielleicht auch Arbeitnehmer?) von diesem Messias erzählte. Es fing ganz spannend an. Dass der Ewi-

ge durch den Messias Rettung bringen würde, wurde in dem Namen „Jesus“ ja so deutlich. Und den Bezug zu den Schriften konnte er auch herstellen. Aber als dieser angebliche Messias dann aus Nazareth sein sollte, da ließ es ihn nicht weiter zuhören: „Was kann denn aus diesem Bergdörfchen Nazareth schon Gutes kommen? Das sind doch die armen Schlucker, die nur in die Dörfer um den See Genezareth kommen, um ein bisschen zu verdienen oder Geld zu betteln. Nein, bleib mir weg damit, das kann der Messias nicht sein. Nirgendwo ist in den Schriften von Nazareth die Rede.“

Aber Nathanael, hast du denn nicht ganz aufgepasst? Nazareth (deutsch: Spross) kommt sicher nicht als Stadt in den alten Schriften vor, aber das Wort „Spross“ wird doch besonders in den Propheten oft genannt, wenn es um den Messias geht (Jes 4,2; 53,2; Jer 23,5; 33,15; Sach 3,8; 6,12). Und wird er nicht in den verschiedenen Stellen als König, Knecht, Mensch und Gott bezeichnet, genau wie der Messias sein soll?

Daran denkt Nathanael im Moment nicht. Für ihn ist das zu weit hergeholt. Aber er ist ein ehrlicher Mensch, der seine Überzeugung nicht zurückhält, der aber auch nicht für alle Zeiten festgelegt ist. Deshalb bleibt er nicht sitzen, sondern geht auf die Einladung von Philippus mit.

Übrigens ist „Komm und sieh!“ die beste Evangelisationsmethode. Wo sind Menschen, die nicht nur vom Glauben reden, sondern ihn auch leben? Die den lebendigen Herrn erlebt haben? Siehe dazu auch 1Kor 14,24.25.

Als Nathanael zu Jesus kommt, erlebt er eine neue Überraschung. Dieser Mensch (wie Nathanael noch glaubt) wagt eine Beurteilung seiner Person, die nur Gott zusteht. Er fragt sofort nach: „Wie kennst du mich, wir sehen uns doch zum ersten Mal?“ Und dann die Antwort Jesu: „Ich sah dich, bevor du mich sahst.“ Nathanael staunt. Er hatte doch diesem Jesus nichts vom Feigenbaum erzählt. Moment mal, wenn der das wusste, musste er – nein, er war der Messias. Die Beurteilung stand ihm zu! Jetzt hält ihn nichts mehr: „Lehrer“ (d. h. ich muss noch mehr von dir lernen, ich weiß noch zu wenig vom Messias), „du bist der Sohn Gottes, der Messias. Ja, ich bin ganz sicher, das steht in Psalm 2.“ Wenn alle Gott ablehnen, dann lacht Gott nur über solche Torheit. Der Sohn steht doch bereit, das Zepter in die Hand zu nehmen und für Ordnung zu sorgen.

„Ja, das stimmt“, sagt Jesus, „aber das ist nicht alles. Es gibt mehr, Größeres. Ich bin gekommen, damit Menschen eine Beziehung zu Gott haben, eine Wechselbeziehung zwischen Gott und Menschen. Und ich mache den Anfang. Ich mache mich ganz klein (deshalb wohne ich in dem armen Dörfchen Nazareth im Gebirge Sebulon), um diesen Weg zu bahnen. Ich werde mein Leben geben und damit dir Leben geben. Ich bin der Sohn

des Menschen, dem Himmel und Erde gehören und der dich doch liebt und mit dir leben möchte. Ich zeige dir, wer Gott wirklich ist, und in meiner Kraft kannst du Überwinder in dieser Welt sein.“

Nein, das hat Jesus ihm nicht alles sofort erklärt. Aber wenn Nathanael der Jünger Bartholomäus ist (viele sagen das), dann hat er als einer der zwölf das alles in den drei Jahren mit dem Herrn Jesus gehört.

Das heißt dann nicht, dass alles sofort hängen bleibt oder durch praktisches Leben sofort sichtbar ist. Nathanael ist ein Mensch wie du und ich. Es gibt Höhen und Tiefen (engl. ups and downs). So geht er dann am Ende mit Petrus fischen. Er muss mal wieder was tun, er kann nicht immer in seinen Überlegungen hängen bleiben. Da kommt der Herr und zeigt ihm wieder neu, was eine gute Beziehung ist. Beim Frühstück gibt es wieder ein besonderes Erlebnis.

Sonst lesen wir nichts von Nathanael. Aber ist das nicht genug? Ein Mensch, der den Messias erkennt und mit ihm lebt. Eine Gabe Gottes. Für sich selbst, für die Menschen und für den Herrn Jesus. Nathanael ist eine Frucht, durch die der Herr Jesus später einmal satt werden wird (Jes 53).

Sicher gibt es noch mehr zu den Versen im Johannesevangelium zu sagen, aber ich wollte das Erlebnis Nathanaels nur ein bisschen nachzeichnen, und vielleicht erkennen wir hier und da eigene Züge, wofür wir dem Herrn danken können oder wo wir uns noch verändern lassen dürfen.

Eberhard Hof



Wie war's in Kirchheim?

(Fortsetzung von Nr. 4/2002)

Wie können wir bibeltreue Gemeinschaft mit Geschwistern realisieren und erleben?

Basis

Zuerst kommt es darauf an, sich die Grundlage dieser Gemeinschaft bewusst zu machen:

1. Gemeinschaft ist die Folge einer Einheit, die der Herr Jesus selbst bewirkt hat (Joh 17,21; 1Kor 12,13). Es handelt sich um eine Einheit zwischen Personen, nicht zwischen Organisationen oder Organismen.

2. Einheit hebt die Unterschiede zwischen Völkern und gesellschaftlichen Positionen auf (Eph 2,14.15; Gal 3,28).

3. Diese Einheit muss aktiv bewahrt werden und ist nicht bloß eine theoretische Angelegenheit (Eph 4,1–4).

Zur Zeit der Apostel war der praktische Zustand der Gemeinde Einheit, aber es gab doch Unterschiede. Heute ist es genau umgekehrt: Es gibt enorme Unterschiede mit sehr eingeschränkt erlebter Einheit. Offenbar scheinen einige Themen bedeutsam zu sein, um praktisch mit Geschwistern zusammenleben und -arbeiten zu können.

1. Was ist die Eigenart/Identität der eigenen Versammlung/Gemeinde?

2. Gibt es in derselben Stadt / in der direkten Umgebung vergleichbare Gruppen?

3. Wie kann man mit Geschwistern Gemeinschaft üben, die in Gemeinden gehen, die nicht der eigenen gleichen?

Die eigene Identität

Wenn wir Kontakte (und damit Gemeinschaft) mit anderen Christen ha-

ben möchten, sollten wir uns zuerst selbst darüber klar werden, warum und wie wir zusammenkommen. Warum tun wir es anders? Was ist daran grundsätzlich wichtig? Was ist die biblische Begründung dafür? Erst wenn wir darüber Klarheit haben, können wir Beziehungen zu anderen aufbauen. Vier Themen scheinen dabei wichtig zu sein:

1. Leiterschaft in der örtlichen Gemeinde (gewählte, benannte oder erkannte Leiter?).

2. Die Art des Zusammenkommens (freier oder geleiteter Dienst? Abendmahl oder Predigt?).

3. Das Auftreten von Mann und Frau (öffentliche Beteiligung von Männern und Frauen in den Zusammenkünften?).

4. Evangelisation (sind wir auf uns selbst fixiert oder auch auf die Welt und auf welche Art?).

Wenn wir in diesen Fragen Klarheit haben, wird es uns helfen, selbst eine bibeltreue Gemeinschaft zu bilden und von da aus mit „anderen“ Christen in unserer Umgebung Gemeinschaft zu haben.

Gleichartige Gruppen

Wenn deutlich wird, dass es Versammlungen/Gruppen von Gläubigen in unserer unmittelbaren Umgebung gibt, die in den o. g. (und vielen anderen) Punkten gleiche Gedanken haben (aber bei anderen Themen vielleicht eine andere Praxis), verlangt es die Einheit unter den Kindern Gottes, ihre Gemeinschaft zu

suchen. Das kann von Kontakten zueinander über gemeinsame Aktivitäten bis hin zum Verschmelzen beider (oft kleinen) Gemeinschaften gehen. Dadurch machen wir unsere Einheit sichtbar. Das Aufbauen einer derartigen Gemeinschaft ist ein Prozess, der oft bei Einzelnen beginnt (z. B. bei denen, die die Leitung wahrnehmen) und sich dann weiter ausbreitet zu allen Gläubigen.

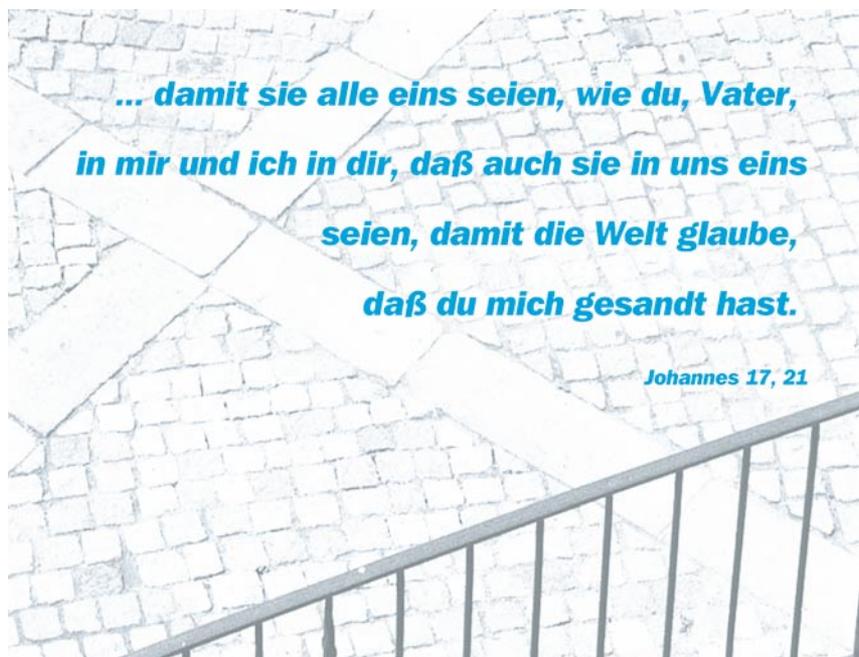
Nicht gleichartige Gruppen

Es kann auch sein, dass sich in unserer unmittelbaren Umgebung keine solchen Versammlungen (wie oben beschrieben) befinden. Wie können wir uns dann verhalten? Zuerst ist es möglich, dass wir uns mit denjenigen, die in unserer Gegend Leitung wahrnehmen, (regelmäßig) treffen. Wir bekennen, dass es Unterschiede gibt. Unsere Basis ist aber dieselbe.

Wir haben Kontakt auf der Grundlage der Schrift und beten gemeinsam. Wir nehmen Anteil an den Nöten und Freuden der anderen.

Wir müssen die Verbindung, die der Herr selbst durch Seinen Tod und Seine Auferstehung, durch Seinen Geist bewirkt hat, ausgestalten, und zwar nicht nur mit denjenigen, mit denen wir auf vielen Gebieten gleicher Überzeugung sind, sondern auch mit anderen Geschwistern, zu denen wir Unterschiede feststellen. Dabei sollten wir uns natürlich unserer eigenen Berufung und unseres Platzes bewusst sein. Dadurch können wir heute dort, wo wir wohnen (Straße, Dorf, Stadt), zeigen, dass wir als Nachfolger unseres Herrn zusammengehören und zusammen leben.

Jaap Vergouwe



Johann Friedrich Oberlin



Als junger Student in Straßburg wollte Johann Friedrich Oberlin¹, der später bekannte Gottesmann, eines Tages in Begleitung eines Freundes über

eine Brücke gehen. Noch bevor sie diese überquerten, nahm der Freund eine Münze aus dem Geldbeutel, warf sie in den Fluss (die Ill) und sagte dabei: „Siehst du, Fritz!“ Er wollte dem Freund eine Lektion in punkto Selbstlosigkeit erteilen, da Oberlin als geizig galt. Dieser antwortete nichts.

Am anderen Ende der Brücke angelangt, bemerkte er jedoch einen

blinden Bettler. Da nahm auch er eine Münze vom gleichen Wert, gab sie dem Elenden und sprach zu seinem Freund: „Siehst du?“

Oberlin war nicht zu geizig. Er hatte es sich aber zur Gewohnheit gemacht, sich mit wenig zu begnügen und zu sparen, um anderen besser helfen zu können.

Diese kleine Geschichte zeigt bereits die Einstellung, die sein ganzes Leben prägen sollte. Er wollte sich möglichst nach dem Gebot Jesu richten:

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Verstande, und deinen Nächsten wie dich selbst“ (Lk 10,27).

Ulrich Weck

Lauter anständige Leute



Der Preußenkönig Friedrich II. (1712–1786) wurde schon zu Lebzeiten „Friedrich der Große“ genannt. Die Menschen schätzten vor allem seine Gerechtigkeit. In seinen späteren Jahren nannten sie ihn einfach den „Alten Fritz“. Hin und wieder mischte er sich unters einfache Volk, um die Lebensumstände seiner Untertanen besser kennen zu lernen.

Einmal soll er auch ein Gefängnis besucht haben. In den persönlichen Gesprächen erkundigte er sich bei den Gefangenen vor allem nach ihren Straftaten und der richterlichen Beurteilung. Zu seinem Erstaunen musste er aber feststellen, dass alle Befragten

¹ Protestantischer Pfarrer und Sozialpolitiker (1740–1826), gründete die ersten Kinderbewahranstalten

unschuldig waren. Der eine sagte, er sei verleumdet worden. Andere wollten einem Irrtum zum Opfer gefallen sein. Weitere stellten sich als von einem ungerechten Richter Verurteilte hin. Der König hörte jedem gelassen und ruhig zu.

Dann aber kam er an einen Mann, der seinen Kopf schwer hängen ließ. „Was ist mit ihm?“, sprach der König den Mann an. „Majestät, ich bin ein Schuft“, kam es stockend hervor. „Es fing damit an, dass ich die Schule schwänzte. Später habe ich mich vor regelmäßiger Arbeit gedrückt. Das hat meine guten Eltern sehr gekränkt. Durch meine Faulenzerei geriet ich in Schulden. Ich begann zu stehlen, und es ging immer weiter bergab. Mein Leben ist verpfuscht. Gern würde ich alles wieder gutmachen und von vorn anfangen.“

In seiner wohl unnachahmlich kurzen Art antwortete der Preußenkönig: „Er ist der einzige Lump unter lauter anständigen Leuten. Scher er sich fort, damit die anderen nicht auch noch verdorben werden.“ Von den anderen meinte der Alte Fritz: „Die Burschen können ruhig weiter brummen. Die kennen keine Scham, haben kein Schuldgefühl, lügen und sind selbstgerecht.“

Viele Menschen, junge und alte, sind eifrig bemüht, ihren Mitmenschen gegenüber rein und gerecht zu er-

scheinen. In den Augen der Menschen sind sie es vielleicht auch. Doch Gott sieht das Herz an. Vor Ihm ist keiner ohne Schuld. Unsere Selbstgerechtigkeit ist Sünde genug, um das ewige Leben nicht zu bekommen. Der breite Weg, der ins Verderben führt, hat viele Möglichkeiten. Man muss nicht durch den Schmutz der Straße gehen oder in der Gosse liegen. Man kann auch auf dem Bürgersteig an sein Ende kommen. Auf der breiten Straße ist man in unterschiedlicher, aber sehr zahlreicher Gesellschaft. Da findet jeder das für ihn Passende. Doch allen gemeinsam ist dasselbe Ziel: die ewige Gottesferne. An dieser Straße steht der Herr Jesus, und es ist, als würde er dies rufen: „*Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder*“ (Mt 9,13), und „*zu suchen und zu retten, was verloren ist*“ (Lk 19,10).

Seien wir doch mal ehrlich. Ist eigentlich bei uns alles o. k.? Wenn Gott auf unser Leben schaut, was sieht Er da? Hinter Ausreden brauchen wir uns nicht zu verstecken. Bei Gott kommen Blender nicht durch.

Der Herr Jesus, der die Herzen prüft, weiß, was mit uns los ist und wie es in uns aussieht. Aber ehe Er als unser Richter auftritt, will Er uns retten. Unser Lebensbekenntnis wäre ein guter Anfang. Dann haben wir mit Ihm unsere große Chance.

Christian Horstmann

Es gibt eine Bescheidenheit, die nur der Mantel des Hochmuts ist.

Carmen Sylva

Gary Chapman

Die fünf Sprachen der Liebe

Wie Kommunikation in der Ehe gelingt

Francke-Verlag, 12,95 EUR
ISBN 3-86122-126-8



Wer hat im Ehe-Alltag nicht schon schmerzliche Missverständnisse erlebt? „Du kannst mich einfach nicht verstehen“ – wie oft ist dieser Satz so oder ähnlich in Auseinandersetzungen zwischen Ehepartnern schon ge-

fallen. „Er“ versucht „ihr“ seine Liebe durch Komplimente zu zeigen, „sie“ hatte aber stattdessen tatkräftige Unterstützung im Haushalt erwartet und ist enttäuscht, dass die nicht kommt. Gary Chapmans Erklärung für das Missverständnis: „Wir müssen bereit sein, die Sprache der Liebe unseres Partners zu lernen. Erst so können wir uns in der Liebe verständlich machen.“

Die fünf Sprachen der Liebe, die Gary Chapman als wichtige Faktoren einer harmonischen Beziehung behandelt, sind:

1. Lob und Anerkennung
2. Zweisamkeit – Zeit nur für dich
3. Geschenke, die von Herzen kommen
4. Hilfsbereitschaft
5. Zärtlichkeit

In unterhaltsamer und lehrreicher Form zugleich stellt der erfahrene Eheseelsorger sein Konzept vor und beschreibt, wie „sie“ und „er“ über die richtige Art der Kommunikation eine tiefe Beziehung zueinander entwickeln können, statt sich durch zunehmende Missverständnisse auseinander zu leben.

Ein empfehlenswertes Buch, das „frischgebackenen“ ebenso wie schon lange verheirateten Paaren helfen kann, die eigene Liebessprache und die des Partners besser kennen zu lernen und zu einer glücklicheren Beziehung zu kommen.

Wolfgang Schulz

Spring!

Nach dem langen Arbeitstag in seinem kleinen Büro wollte der junge Mann nichts anderes als nach Hause gehen, ausruhen und sich auf den nächsten Arbeitstag vorbereiten.

Auf dem Weg zum Aufzug hörte er plötzlich Schreie und sah schwarzen Rauch und Flammen aus dem Treppenhaus schlagen. Panik erfasste ihn, und die unterschiedlichsten Gedanken gingen ihm durch den Sinn. „Ich bin im sechsten Stock. Ich werde es nie bis nach unten schaffen. Ich werde sterben!“ Sein einziger Fluchtweg, das Treppenhaus, stand in Flammen. Es war unmöglich, dort durchzukommen.

Während sich seine Gedanken noch überschlugen, hörte er die Feuerwehrensirenen, und er erinnerte sich daran, dass die Fenster in den Büros bis zum Boden reichten. Hustend taumelte er zu den Fenstern in der Hoffnung auf eine schnelle Rettung. Doch als er nach unten sah, konnte er nichts außer dichtem Rauch erkennen. Durch den Rauch und die Flammen hindurch sah er, dass sich eine Menge unten gesammelt hatte, die im Chor mit den Feuerwehrleuten rief: „Spring! Spring!“

Der junge Mann spürte, wie die Angst mit eisalter Faust nach seinem Herzen griff. Über einen Lautsprecher ertönte eine Stimme, vermutlich die eines Feuerwehrmannes: „Sie können nur überleben, wenn Sie springen. Wir halten ein Sprungtuch bereit und werden Sie auffangen. Es kann Ihnen nichts passieren.“ Während die Menge weiter rief, wurde dem jungen Mann klar, dass er nicht den Mut hatte zu springen, ohne das Sprungtuch sehen zu können. Seine Füße waren wie festgenagelt.

Plötzlich ertönte die Stimme seines Vaters über Lautsprecher: „Es ist in Ordnung, Junge, du kannst springen.“ Als die vertraute Stimme an das Ohr des jungen Mannes drang, spürte er, wie die Furcht ihn verließ. Das Vertrauen und die Liebe, die immer zwischen Vater und Sohn bestanden hatten, gaben ihm den Mut, nach unten zu springen, wo er sicher im Sprungtuch landete.

Kennen wir die Liebe unseres himmlischen Vaters so gut, und vertrauen wir ihr so fest?

Tania Grey